Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 145 (1977)

Heft: 51-52

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

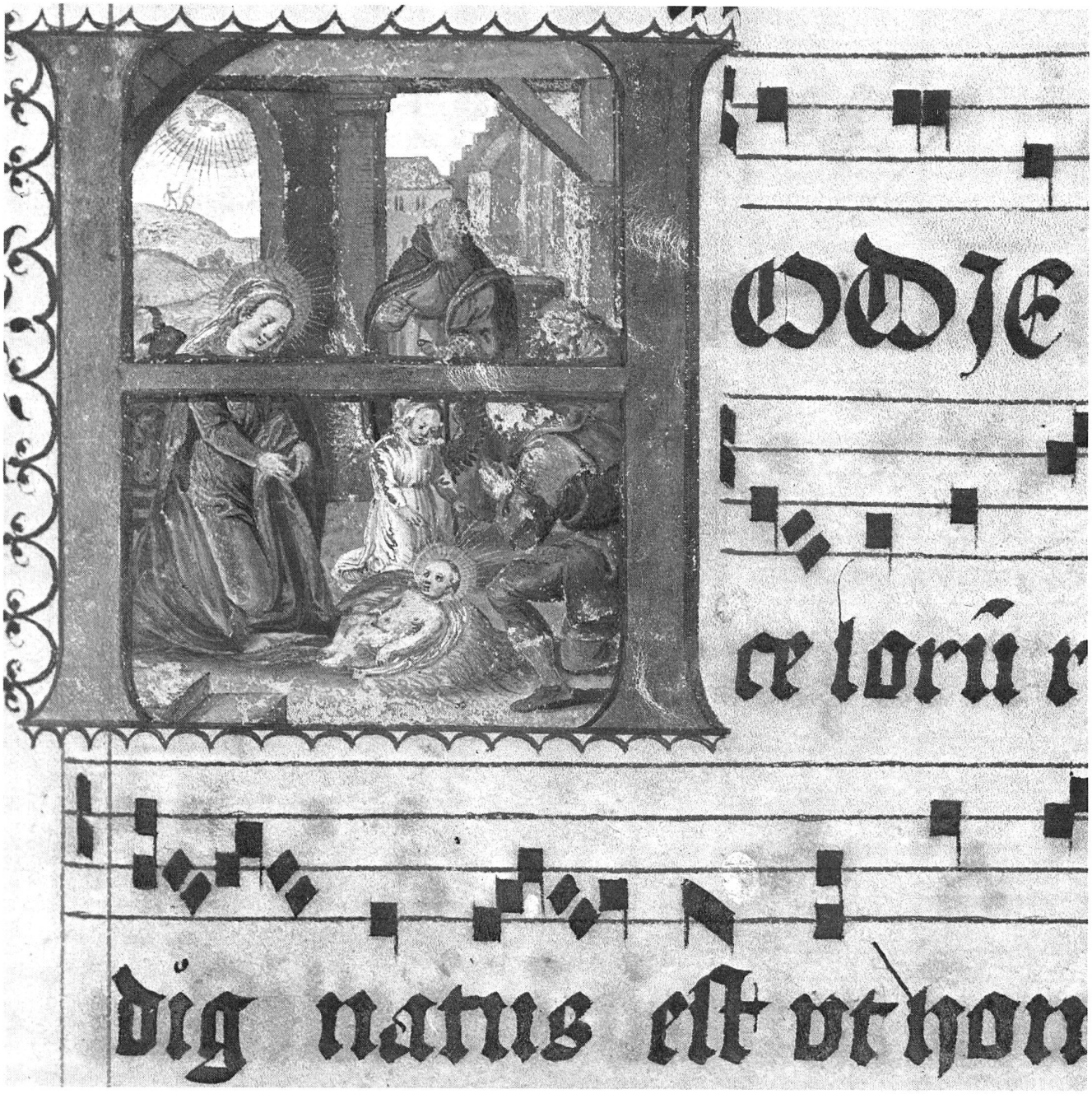
Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KIRCHE

Schweizerische Kirchenzeitung

51-52/1977 145. Jahr 22. Dezember



Hodie natus est

Die Initiale zum Responsorium nach der ersten Lesung der ersten Nokturn des Weihnachtsfestes, die wir für die Frontseite dieser Weihnachtsnummer gewählt haben, stammt aus einer Pergamenthandschrift aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts im Stiftsarchiv zu St. Leodegar im Hof zu Luzern.

Der Text des Responsoriums lautet (in der Rechtschreibung der Handschrift): «Hodie nobis celorum rex de virgine nasci dignatus est, ut hominem perditum ad regna celestia revocaret. Gaudet exercitus angelorum quia salus eterna humano generi apparuit.»

Weshalb der Künstler für seine Weihnachtsminiatur gerade dieses Responsorium gewählt hat, ist mit Sicherheit nicht auszumachen. Ein Vergleich mit anderen Initialen der gleichen Handschrift legt die Vermutung nahe, dass dem Maler am Buchstaben «H» gelegen war, den er als architektonisches Element seiner Weihnachtsdarstellung verwenden konnte.

Vielleicht macht sich bei dieser Verwendung der architektonischen Elemente und ihrer Perspektive bereits das Lebensgefühl der Frührenaissance bemerkbar. Die dargestellten Personen hingegen sind noch spätmittelalterlich: Maria ist eine Bürgersfrau, Jesus ein wirklicher Knabe, und auch die drei Männer, denen wohl der kleine Engel den Weg gewiesen hatte, sind Bürger einer irdischen Stadt.

Hodie natus est	**758**
Kein Platz für die Ärmsten	**758**
Weihnachtsbotschaft aus dem Ranft	**759**
Nein zur Gewalt — Ja zum Frieden	**761**
Den Frieden erfinden	**761**
Liturgie und Volksfrömmigkeit, die Nachwuchskrise kirchlicher Berufe	**762**
Für den eigenständigen Diakonat in der Schweiz	**764**
Zur Einführung des Ständigen Diakonates in der Schweiz	**765**
Die Kongregation der Spitalschwestern von Luzern	**766**
Erneuerung von innen — Die Familie als Zelle der Gesellschaft	**768**
Kunst im Dienst des Kreuzes Der Maler Willy Fries, Wattwil	**768**
Die Alten und die Kirche	**770**
Berichte	**772**
Zur rechtlichen Situation der Kirchen im Sozialismus	**773**
Amtlicher Teil	**774**

Dieser Unbekümmertheit in der Auswahl des Textes, dem die Miniatur beigegeben wurde, entspricht die Unbekümmertheit dem biblischen Text gegenüber, beziehungsweise die Sorglosigkeit, mit der die Geburtserzählung in die Gegenwart versetzt wird, das heisst hier in die Stadt (Luzern) des begonnenen 16. Jahrhunderts.

Damit hat der Buchmaler nun aber auch Vergangenheit und Gegenwart in eins zu bringen verstanden, was wir Heutige weder unbekümmert noch sorglos so nachvollziehen können. Weil dieses Bild aber im Gottesdienst betrachtet wurde, dürfen wir uns hier an die drei Dimensionen erinnern, die die mittelalterliche Theologie dem Sakrament zuschrieb, nämlich vergangenheit-, gegenwart- und zukunftbezogen zu sein — signum rememorativum, demonstrativum, prognosticum. Dabei war mit diesen Dimensionen nicht nur Chronologie, sondern auch Ontologie gemeint, nämlich Ursache, Form und Ziel der Heiligung, die das Sakrament bezeichnet.

Diese Dreidimensionalität müssen auch alle lernen, die die biblischen Weihnachtsgeschichten als glaubende Erwachsene lesen wollen, die vom Standort des erwachsenen Christen aus auf den Lebensanfang Jesu zurückschauen wollen. Denn dieser Standort ist der Glaube an Jesus Christus mit Blick auf die letzte Zukunft.

Dieser Glaube beginnt mit der Annahme der Heilsbotschaft Gottes, die Jesus verkündigte: «Die Zeit ist erfüllt, die Gottesherrschaft ist nahe: Kehrt um und glaubt an die Heilsbotschaft» (Mk 1,15). Und er begleitet Jesus auf seinem Weg bis zu seiner österlichen Auferweckung und lässt seinen Blick nicht mehr von ihm. So verstehen sich die Christen als die, die sich Gott zugekehrt haben, «um seinen Sohn vom Himmel her zu erwarten, den er von den Toten auferweckt hat» (1 Thess 1,10). Sie blicken zum Himmel auf, denn «von dorther erwarten wir unseren Retter: den Herrn Jesus Christus. Er wird unseren Leib, unser armes, elendes Menschsein hienieden verwandeln und seinem Leibe in der strahlenden Herrlichkeit Gottes gleich machen» (Phil 3,20 f.). Und dieser Glaube blickt nun auch auf den irdischen Weg Jesu zurück, er blickt bis zum Lebensanfang Jesu zurück und versteht nun von Ostern her, was da wirklich geschehen ist.

Mit dieser dreidimensionalen Schau dürfte ein Weg zu einer neuen Unbekümmertheit und einer wissenden Sorglosigkeit nicht im Umgang mit Texten, sondern im Umgang mit den Gefühlen und Empfindungen Weihnachten gegenüber eröffnet sein. Denn die Eindimensionalität wird nicht überwunden, indem man die eine beachtete Dimension «abschafft», sondern indem man sie mit Hilfe der anderen Dimensionen an den ihr zukommenden Platz rückt. Dann aber kann und soll sie voll zur Geltung kommen. Dann kann und darf auch «naive», das heisst spontane und kreative Freude an der Geburt des Herrn aus Weihnachten einen besonderen Tag machen. Wohl können wir die spätmittelalterliche Unbefangenheit, mit der der Miniaturenmaler seiner Freude Ausdruck gibt und der Freude vor allem von Maria, nicht so nachvollziehen, als ob seither zum Beispiel keine Renaissance geschehen sei. Was wir aber können, ist zumindest dies: Freude empfinden lernen, wenn uns schon grosse Freude verkündet wird, wenn wir schon grosse Freude verkünden dürfen.

Rolf Weibel

Kein Platz für die Ärmsten

«...denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge» (Lk 2,7). Mit diesen nüchternen, fast kühlen Worten wird uns erklärt, weshalb Christus in einem Stall zur Welt gekommen ist. Ist es nicht paradox, dass wir gerade zu Weihnachten den Akzent so sehr auf *verschwenderische Freigebigkeit und Gastfreundschaft* legen? Denn die Geburt Christi, unseres Herrn und Retters, vollzog sich unter Umständen, die sehr wenig mit Grossmut und Gastfreundschaft zu tun hatten, und unter ähnlichen Umständen müssen auch heute noch Millionen von Menschen leben.

Unsere Welt hat keinen Platz für die Ärmsten der Armen — das heisst 40 Prozent der Weltbevölkerung —, die wir aus Ignoranz und Gleichgültigkeit ihrem elenden Schicksal überlassen. Oftmals keinen Platz auch für Menschen mit schwarzer oder gelber Hautfarbe. Oder für ausländische Arbeiter oder Frauen. Keinen Platz für diejenigen, die gegen den Strom schwimmen, weil sie sich einer orientierungslosen und egoistischen Gesellschaft nicht fraglos anpassen können. Keinen Platz für jene, die die repressiven und undemokratischen Strukturen ihrer Gesellschaft aus Gewissensgründen ablehnen müssen. Keinen Platz für Millionen heimatloser Flüchtlinge in aller Welt. Keinen Platz für einsame und unglückliche Menschen, für Versager, Behinderte und Alte. Keinen Platz für die Mutlosen und die geistig Frustrierten.

Diese Aufzählung könnte beliebig verlängert werden. Sie zeigt, in welchem Ausmass heute *Menschen in die Randzonen der Gesellschaft abgedrängt* werden: Wir weisen sie aus dem Haus oder lassen

sie draussen vor der Tür stehen und sie müssen sich mit dem Stall zufrieden geben. Selbst der Stall von Bethlehem war, verglichen mit unsern heutigen Ställen, eine freundliche Bleibe, er bot den Hirten, Engeln und Weisen Unterkunft gemeinsam mit Maria, Josef und dem Kind. Unsere heutigen Ställe können Dürre sein oder Wüste oder überschwemmtes Land. Grossstadtslums oder die Einsamkeit des Drogenabhängigen. Psychiatrische Anstalten, Konzentrationslager oder Folterkammern. Arbeitslosigkeit oder der Verlust gesellschaftlicher Anerkennung oder die offene Brandmarkung der Überzeugung eines Menschen. Oder auch die vordersten Linien all jener mörderischen kleinen Kriege der heutigen Zeit.

Allen Menschen, die in diesen Ställen leben müssen, verkündet die Weihnachtsbotschaft, dass Christus gekommen ist als einer der ihren in Gestalt eines Kindes, das in einem Stall gewickelt in Windeln in einer Krippe liegt. Als Paulus die Korinther um Hilfe für die Bedürftigen bat, schrieb er ihnen: «Denn ihr wisset die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, dass ob er wohl reich ist, ward er doch arm um euretwillen. Auf dass ihr durch seine Armut reich würdet» (2 Kor 8,9).

Lukas gibt uns eine sehr ausführliche Beschreibung der Situation zur Zeit der Geburt Christi. Er spricht von der Volkszählung, die Kaiser Augustus angeordnet hatte zu der Zeit, als Cyrenius (wahrscheinlich Saturninus) Landpfleger in Syrien war. Die Oikumene — «alle Welt» — sollte geschätzt werden. Dies ist einer der seltenen Fälle, in denen dieses Wort verwendet wird. Die Geburt Christi ist also ein *bedeutsames Ereignis für die ganze bewohnte Erde*, obgleich Lukas wie alle griechisch sprechenden Juden seiner Zeit die Oikumene auf das römische Reich beschränkte. Die Tatsache, dass Christus in einem Stall in einer kleinen Stadt einer vom Imperium unterworfenen Provinz geboren wurde, lässt keinen Zweifel daran, dass Gott sein Werk der Befreiung und der Versöhnung am Rand der Oikumene und gemeinsam mit eben jenen, die sich in eine Randzone gedrängt wissen, verwirklichen will. Was er aber im Stall von Bethlehem und später auf dem Hügel von Golgatha geschehen liess, zeigt auch, dass er die gesamte Oikumene in seinen Plan einbezieht.

Bethlehem, das «Haus des Brotes», hat Christus keine Gastfreundschaft geboten. Und doch ist er es, der zu uns spricht: «Und das Brot, das ich geben werde, das ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt» (Joh 6,51). Es ist diese selbstlose Liebe und Gnade unseres Herrn Jesus Christus, die uns zur Weihnachtszeit geschenkt wird und die jeden Stall, jede Randexistenz in ein Haus des Brotes verwandelt, indem wir als Gleiche unter Gleichen gemeinsam am Brot des Lebens teilhaben. Diese Liebe ist es auch, die uns verpflichtet, uns mehr denn je für Gottes Werk der Befreiung in Christus für alle jene einzusetzen, die am Rand leben und die der Botschaft der Hoffnung in Wort und Tat bedürfen. Wir sind aufgerufen, ihnen allen mit der grenzenlosen Liebe Christi entgegenzutreten, die allen Menschen Frieden, Entfaltung und menschenwürdige Lebensbedingungen bringt.

Möge diese Weihnachtszeit uns von neuem Aufforderung sein, an Gottes überreichem Werk der Befreiung und des Friedens in Gerechtigkeit und Gemeinschaft teilzunehmen, für alle und gemeinsam mit allen, die benachteiligt und entrechtet am Rand unserer Oikumene leben, auf dass unsere Welt in zunehmendem Masse ein Oikos werde, ein *Haus, in dem alle am Brot des Lebens teilhaben.*

Philip Potter
Generalsekretär des
Ökumenischen Rates der Kirchen

Weihnachtsbotschaft aus dem Ranft

Die Schweizerische Kirchliche Jugendbewegung SKJB hatte zum diesjährigen vorweihnachtlichen Treffen in den Ranft eingeladen. Ungefähr 650 junge Leute folgten in der Nacht vom 17. auf den 18. Dezember dieser Einladung. Nach der Einstimmung in der Kollegiumkirche Sarnen wanderten die Teilnehmer in kleinen Gruppen in den Ranft; unterwegs hielten sie im Kinderheim Rütimattli an und machten in Ateliers mit, wobei in einem der 17 Ateliers Begegnung und Gespräch mit Bischof Otmar Mäder angeboten wurde. In der Feier im Ranft wurde die Weihnachtsbotschaft verlesen, die wir nachstehend dokumentieren, und die sich durch Beiträge zahlreicher junger Menschen aus der ganzen deutschen Schweiz während der Adventszeit zusammengefügt hat (der Adventkalender der SKJB hatte Textbeiträge angeregt und darum gebeten). Abgeschlossen wurde das Ranfttreffen mit der Eucharistiefeier in der Pfarrkirche Sachseln.

Redaktion

Wir, vor allem Jugendliche, aber auch Erwachsene, im Advent aus verschiedenen Orten der Schweiz unterwegs, rasten hier, um zu hören und zum Ausdruck zu bringen,

was uns Weihnachten bedeutet:

Weihnachten ist, wenn Du aus der Wärme freiwillig für andere in die Kälte hinaus gehst; wenn jemand freundlich zu mir ist und mir sagt, dass er mich mag, wenn jemand bereit ist, mit mir Sonnen- und Schattenseiten zu teilen; wenn ich dem Kind in mir die Geborgenheit und Ruhe schenke, die es nötig hat; wenn ich ‚auf die Welt komme' und mit beiden Füssen auf dem Boden der Wirklichkeit stehe.

Weihnachten ist die Möglichkeit, Verhärtetes aufzuweichen. Die Schichten, die sich von Dir lösen, bringen Dich dem Zentrum näher. Du wirst neu geboren.

Es ist üblich, zur Weihnachtszeit Geschenke zu machen. Das Wichtigste aber ist, dass ich mich selbst beschenken lasse. Denn Jesus Christus ist heute neu für jedes von uns geboren als Erlöser, als Hilfe in unserer Armut, als Licht in der Dunkelheit.

Gott ist ohne unser Dazutun Mensch geworden, er ist einfach gekommen, gratis.

Ich bin geliebt, auch wenn ich nicht viel zustandebringe, wenn mich Misserfolg drückt, wenn ich mein Ungenügen erlebe. Auch wenn ich selbst nicht heil bin, empfange ich in geweihter Nacht die Würde und Berufung, mitzuheilen an einer heillosen Welt.

Christus ist weder süss, noch revolutionär. Er weist uns durch Anstrengung, Leiden und Arbeit hindurch den Weg des Entstehens, des Wachsens und Werdens.

Beim Aufspüren, was an Weihnachten anfängt, freuen wir uns schon heute über manche

hoffnungsvolle Zeichen einer besseren Zukunft:

Leute wagen es, nicht mehr mitzumachen, was die Mehrheit tut, sie schliessen sich zusammen, stellen das Zusammenleben über den Besitz von immer mehr Gütern, versuchen das Ganze zu sehen: Alter... Kriminalität... 3. Welt... Zerstörung... Krieg —, versuchen konkret zu verändern.

Wir sehen den neuen Menschen, wenn Jugendliche aus ihrer vorprogrammierten Karriere aussteigen, sich besinnen, neu anfangen; wenn solche, denen ihr Beruf Sicherheit geben würde, aufbrechen in eine unsichere Zukunft hinein; wenn neue Gemeinschaft möglich wird, z.B. zwischen verschiedenen Konfessionen; wenn plötzlich eine Begegnung zwischen Jungen und Erwachsenen zustandekommt und Junge spüren dürfen, dass auch Erwachsene nicht resignieren, sich nicht etabliert haben und weder stur noch selbstgerecht geworden sind, sondern sich noch unterwegs befinden.

Mut geben uns Menschen wie Dom Helder Câmara und Mutter Teresa, aber auch andere, die gerade durch ihre Güte und Liebe den Mitmenschen eine Chance geben, um ihren Leidensweg weiter gehen zu können.

Für eine Jugendliche liegt «die grösste Hoffnung auf dem ‚Misthaufen' der sozial Abgestiegenen, der Rebellen, Neurotiker, Drogenabhängigen, Progressiven, Kranken, Armen, Verrückten, Tauben, Blinden, Frustrierten. Sie alle sind verwundet oder verwundbar in ihrer Seele. Dadurch werden sie freier, ansprechbarer, offener. Für sie gibt es noch einen Wunsch nach Veränderung und hoffnungsvolle Aussicht.»

Imponierend finden wir die Tatsache, dass kürzlich ein angesehener Genetiker in einem Vortrag, in dem er u.a. die technische Möglichkeit zur Frühdiagnose von Erbkrankheiten vorstellte, die Frage aufwarf, ob unsere Gesellschaft nicht verarme, wenn es keine Erbkranke, z.B. Mongoloide mehr geben würde, sondern nur noch voll Funktions- und Leistungsfähige.

Wir sind dankbar für ein Wirken, wie es z.B. durch ‚Die Erklärung von Bern' oder ‚Amnesty International' geschieht.

Weihnachten finden wir im Gesicht eines alten Menschen, in dem Freude und Belastungen des Lebens zu einem harmonisch-ruhigen Bild eingezeichnet sind; in der Versöhnung und im Neuanfang eines Ehepaares; im Akzeptieren eines verhaltensgestörten Kindes von einer ganzen Schulklasse; im stillen Wirken vieler, auch invalider oder kranker Menschen.

Das Konzil der Jugend, das 1974 in Taizé eröffnet wurde, ist für uns eines der wichtigsten und hoffnungsvollsten Ereignisse in der Kirche der Gegenwart.

Neben dem, was uns froh macht, ist es uns ein Bedürfnis, auch von dem etwas zu sagen,

worunter wir leiden:

Der materielle Überfluss und geistige Verkümmerung bedrücken viele von uns.

Wir sind traurig, dass schon Kinder hoffnungslos sind, weil sie keinen Sinn mehr sehen in ihrem Leben und sich sagen müssen: das und das kann ich sowieso nicht; dass viele ihre Existenz nicht akzeptieren können und manche Selbstmord begehen; dass meistens immer noch die Starken überall siegen und auch bei uns in der Schweiz ein starkes Klassendenken vorherrscht; dass wir teilweise Energie verschwenden und die Landschaft verschandeln; dass wir es nicht fertig bringen, in unseren Pfarreien glaubwürdige Gemeinschaft zu leben.

Es gibt bei uns nicht bloss das vordergründige Problem der Arbeitslosigkeit, sondern manche junge Menschen leiden unter dem Mangel an Arbeitsplätzen, die ihrem Ideal von einem sinnvollen Leben entsprechen würden.

Wir leiden psychisch unter Depressionen, Beziehungsleere, Langeweile und unter der Flucht in die Isolation, in Apathie, in Konsum, Sex, Alkohol, Nikotin, Rauschgift.

Unsere Körper und unsere Seelen sind zu vielen Reizen ausgesetzt, die uns überfluten; wir wissen uns kaum zu wehren; wir verarbeiten den Schmerz nicht, und auch Gesundheit und Zufriedenheit sind bloss Zustand, aber kaum wirkliches Erleben.

Einige unter uns warnen vor einem Feinbild gegen Reiche und Wirtschaftsfunktionäre, weil dadurch nur neues Unheil entstehen würde.

Es bedrückt uns, dass die Probleme der Zeit heruntergespielt und Minderheiten, die sich für neue Lösungen engagieren, nicht ernst genommen werden. Dazu gehört, dass wir in der Schweiz nach wie vor zu sehr auf militärische Landesverteidigung pochen, und dass zuwenig Kräfte frei werden für eine ansteckende wirksame Friedensarbeit.

Wir finden es verhängnisvoll, dass wir einander nicht mehr zu begeistern vermögen für Solidarität in christlichem Glauben und Handeln. Junge Menschen, die ihrem religiösen Leben einen ursprünglichen Ausdruck zu geben versuchen, klagen, dass sie lächerlich gemacht werden. Manche empfinden schmerzlich die Kluft zwischen theologischem Denken und kirchlicher Praxis.

Schliesslich möchten wir

einige Anliegen

formulieren, für die wir um Mithilfe bitten, und

unsere Bereitschaft

erklären, selber das Gute zu wagen, auch wenn es nicht vollkommen ist.

Wir möchten einander nicht durch zuviel Kritik lähmen, sondern vermehrt auf positive Zeichen achten und selbst solche setzen.

Manche von uns sind bereit, auf materielle und geistige Güter zu verzichten, damit andere etwas mehr davon haben. Schon jetzt gibt es z.B. Berufstätige, die monatlich einen Teil ihres Lohnes für Entwicklungshilfe einsetzen. Es ist uns wichtig, unsere Leistungsgesellschaft angemessen zu überprüfen und Alternativen zum momentanen allgemeinen Lebensstil zu entwickeln.

Wir möchten, dass vermehrt kleine christliche Gebets- und Lebensgemeinschaften zur Entfaltung kommen, die nicht neben, sondern in unseren Pfarreien stehen und auch in der pluralistischen Öffentlichkeit Mitverantwortung tragen.

Wir sind bereit, Gemeinschaft zu suchen sowohl mit Menschen, denen besonders alte Werte der Kirche lieb sind, aber auch mit solchen, die brennend nach neuen Wegen suchen oder sich von kirchlichen Institutionen enttäuscht distanziert haben.

Wenn wir auch die Notwendigkeit von dezentralisierten, kleinen und selbständigen Gruppen betonen, ist es uns doch gleichzeitig ein wichtiges Anliegen, darüber hinaus verfügbar zu sein für das grössere Ganze der gesamten Schweiz und der ganzen Welt, weil wir nur so genügend Kraft finden, gegen den Strom zu schwimmen. Wir bitten deshalb alle Verantwortlichen, zu prüfen, inwiefern sie Eigeninteressen zugunsten des grösseren Ganzen aufgeben könnten.

Immer wieder ist der Wunsch junger Menschen hörbar, dass sie sich weniger zerstückt ganzheitlich auf ein klares, grosses Ziel hin einsetzen möchten mit all ihren geistigen und körperlichen Kräften. Diesem Wunsch und dieser Bereitschaft wirkt die komplizierte Spezialisierung in fast allen Lebensbereichen entgegen, und kaum gibt es irgendwo Begeisterung für eine Aufgabe, wird sie schon wieder durch hundert andere, zum Teil widersprüchliche, Impulse relativiert, verflacht, getötet. — In dieser Zerrissenheit scheint es uns heute dringlich, sensibler zu werden gegenüber vielen möglichen Fluchtreaktionen, und einige wenige Engagements über längere Zeit durchzustehen und auszuhalten.

So können wir z.B. den not-wendenden Anliegen, die hinter Initiativen wie ‚autofreie Sonntage' oder ‚Zivildienst' stehen, treu bleiben, auch wenn sich der Erfolg nicht sofort einstellt. — Wirtschaftliche Rezession oder persönliche Grenzerfahrungen dürften uns nicht erneut zu unkritischen und kraftlosen Angepassten machen, zu falscher Autoritätsgläubigkeit verleiten oder zu politischer Passivität verführen.

Wenn ich mein ganzes Dasein in den Dienst stelle für eine Welt, wie Gott sie gedacht hat, wird mein Leben sinnvoll. Ich kann immer mehr mich selbst werden, auch dadurch, dass ich etwas Unangenehmes tue. Wir finden nur Befreiung, wenn wir uns freiwillig in Abhängigkeit einlassen.

In der Erfahrung mit Dir selbst und in der Begegnung mit Mitmenschen wirst Du sehen, dass der Stern von Bethlehem aufgegangen ist, dass das Feuer der göttlichen Liebe brennt.

Der aktuelle Kommentar

Nein zur Gewalt — Ja zum Frieden

«Nein zur Gewalt — Ja zum Frieden» ist das Thema, das Papst Paul VI. für den nächsten Weltfriedenstag am 1. Januar 1978 gewählt hat. Es ist auf tragische Weise aktuell. Zugleich entspricht es einem vordringlichen Anliegen Papst Pauls VI., seinen ständigen und wiederholten Ermahnungen sowie der Besorgnis der Öffentlichkeit in der Welt und in der Kirche. Während die kommende Botschaft zum Weltfriedenstag den Inhalt des Themas aus weltkirchlicher Sicht noch weiter entfalten wird — diese Botschaft wird leider wie immer so kurz vor dem Welttag veröffentlicht, dass wir sie erst nachher dokumentieren können —, möchten wir mit den beiden folgenden Kommentaren einige theoretische und praktische Anregungen vermitteln.

Redaktion

Die offiziellen Vertreter der Religionen kristallisieren ihr Verständnis vom Weltbezug des Glaubens oft um das Schlagwort «Frieden». Und beim Hinhorchen auf Predigten in Tempeln, Moscheen, Synagogen und Kirchen oder beim Verarbeiten von Kongressberichten und Dialograpporten drängt sich oft der Eindruck auf, diese Sprecher seien davon überzeugt, die rhetorische Wiederholung des Wortes «Friede» bringe nicht nur einen verbalen Konsens, sondern auch bereits eine friedensfördernde Methode. Dieser beschwörende Pazifismus kann zwar eine sentimentale Zustimmung hervorrufen (wer ist schon gegen den Frieden?), doch tragen solche Appelle recht wenig dazu bei, dass Frieden — sowohl der Seelenfriede als auch der Weltfriede — technisch möglich wird.

Von der Homilie zur Politik

Eine praktische und praktikable Methodologie für Friedens- und Bekehrungsarbeit und für Friedens- und Bekehrungsstrategien fehlt aber noch weitgehend. Das lässt sich innerhalb der Gegenwartsdynamik sowohl des Christentums als auch der Weltreligionen nachweisen:

— es finden sich kaum selbst- und gesellschaftskritische Analysen zu den Faktoren, welche den Frieden verhindern oder verunmöglichen,

— die Religionen werden kaum nach ihrem eigenen friedenshindernden Lebensstil befragt (z.B. das Verständnis der Rechtgläubigkeit, welches intolerant sein kann, oder der Autoritätsvollzug),

— die Predigt gibt wenig Handreiche zur praktischen Einübung von Friedensmethoden (Bussakrament, Askese-Verständnis usw.).

Verschiedene Texte der Synode 72 zum Thema «Frieden, Entwicklung, Mission» hätten dazu Wegweisendes zu sagen.

Weltfriedenstag 1978

Das Thema, das Papst Paul VI. über den Weltfriedenstag 1978 geschrieben hat: «Nein zur Gewalt — Ja zum Frieden», lässt dazu Brauchbares erhoffen. Jedenfalls werden in der ersten Pressemitteilung sowohl die zwischenmenschlichen Konfliktherde als auch die in die Mechanismen der modernen Gesellschaft eingebauten friedenshemmenden und friedensfördernden Faktoren angesprochen.

Unheilvoller als die Konflikte selber sind in diesem Kontext die erstarrten Fronten der Vorurteile. Nicht die Tatsache des Konfliktes, sondern die Art und Weise, wie wir mit diesen Konflikten zu leben versuchen und Lösungsmethoden erfinden, ist im christlichen Glaubensbereich positiv oder negativ zu werten.

Ein neues Modell?

Welch ungeahnt neue Ausblicke dabei möglich sind, zeigen — wenn auch dadurch dem gegenwärtigen Entwicklungsprozess ganz und gar nicht vorweggegriffen werden will — die jüngsten politischen und diplomatischen Ereignisse im Nahen Osten. Durch die Initiative eines einzelnen Menschen kommen die erstarrten Positionen wieder in Bewegung, werden psychologische Verkrampfungen abgebaut und öffnen sich kreativ neue Perspektiven. Das hat nichts mit kompromisslerischen Einebnungen und mit Verschmieren der Probleme zu tun. In einer Geste voller Risiken wird aber der andere Mensch zum Gesprächspartner — und bleibt nicht mehr ein «Es», über das man verhandelt, sondern wird zu einem «Du», mit dem neue Wege gesucht werden.

Die alten Wege der Friedenspraxis

Dadurch soll nicht ein vereinzeltes Modell der Gegenwartsgeschichte hochstilisiert werden. In den jüngsten israelisch-ägyptischen Ereignissen kann aber ein Zeichen gesehen werden, das uns zur Neubesinnung einlädt. Wurde nicht von beiden Seiten in Jerusalem der gemeinsame Bezug zum Glauben Abrahams erwähnt? Im Vorfeld des kommenden Weltfriedenstages könnten vielleicht folgende Forderungen christlicher Friedenspraxis erwähnt werden:

1. Bei der Friedensarbeit ist das Kriterium nicht das — wie immer begründete — Rechthaben, sondern die Bereitschaft, aufbauend zu wirken (vgl. die von Paulus eingeführten Bezugspunkte bei der Auseinandersetzung um das «Götzenfleisch» in Röm 14, 1—23 und 1 Kor 8,1—13).

2. Christliche Friedenserziehung will es ermöglichen, auch dann noch die Initiative ergreifen zu können, wenn der «Andere» im Unrecht ist (vgl. zum Zusammenhang zwischen Glaubwürdigkeit des Gebetes und praktischer Versöhnungsbereitschaft: Mt 5,21—24).

3. Der Weltfriedenstag könnte zum Bewusstsein bringen, dass jeder Mensch Gutes und Schlechtes in sich trägt. Deshalb ist ein echter Vertrauensvorsprung, ein positives Vorurteil und das einfühlende Verstehen-Wollen ein Zeichen für die Glaubensechtheit von Menschen, für die der Lebensstil von Jesus Christus die Richtschnur ist (vgl. Mt 7,1—5).

Der Weltfriedenstag 1978 möchte in der Spannung «Gewalt — Frieden» Anregungen zur Konfliktlösung geben, die sich in dieser alten Friedenspraxis einwurzeln.

Richard Friedli

Den Frieden erfinden

An diesem Jahresende gibt es plötzlich wieder Hoffnung auf Frieden im Nahen Osten, weil ein Mann, Anwar as-Sadat, eine Friedensgeste erfunden hat, welche die Zuschauer auf der Bühne internationaler Angelegenheiten vor Staunen in Verlegenheit gebracht hat. Die Geste hat spektakulären Charakter und kam völlig unerwartet: Der ägyptische Staatspräsident ist nach Jerusalem gegangen, um seinen Feinden die Hände zu schütteln. Seit Jahren war die Situation blockiert. Nun brachte eine «kleine» Reise alles in Bewegung, und nichts mehr ist gleich wie früher. Das heisst «den Frieden erfinden».

Es war nicht ein Christ, der diese Friedensgeste erfunden hat, auch kein Israelit, sondern der Mohammedaner Sadat. Und trotzdem müssten die Christen auf dem Gebiet der Friedens-Erfindung auf den vordersten Plätzen sein, seit Jesus Christus am Kreuz für alle Menschen *den* Frieden erfunden hat. Auch dieses Ereignis hatte übrigens Jerusalem zum Schauplatz.

Oder haben etwa die heutigen Christen den Sinn für das Wagnis verloren, von dem Jesus so tief geprägt war? Papst Paul VI. wäre damit nicht einverstanden. Darum schlägt er den Katholiken und allen Menschen guten Willens einen jährlichen Welt-

friedenstag vor. Was aber soll getan werden, damit an diesem Tag nicht nur Worte gesprochen werden, die mit der Wirklichkeit der von Gewalt bedrohten Welt nichts zu tun haben?

Am 1. Januar und darüber hinaus

Die Tatsache, dass der von einer Papstbotschaft begleitete Weltfriedenstag gerade am 1. Januar stattfinden soll, wird nicht überall mit Freude aufgenommen: An diesem Tag habe man andere Anliegen vorzubringen, als eine Predigt über den Frieden zu halten. Dazu ist folgendes zu sagen:

— Ein Friedenswunsch, den man am ersten Tag des Jahres erhält, gilt für das ganze Jahr. Kann man aber etwas Besseres wünschen als ein von Frieden erfülltes Jahr? Christus ist unser Friede! Der Friede sei mit euch!

— Wenn man dem Anliegen des Friedens am 1. Januar nicht jenen Platz einräumen kann, den man eigentlich wollte, warum nicht im Laufe des Monats eine Friedens-Kundgebung organisieren?

Gebet und Tat

Man wirft den Christen von verschiedenen Seiten vor, in der Welt keine Quelle des Friedens zu sein. Ihre religiöse Intoleranz sei für zahlreiche Kriege verantwortlich. Historische Fakten beweisen diese These. Was ist zu tun, damit dieser Vorwurf wenigstens heute verschwindet? Drei Dinge: Eine christliche Friedensfeier muss unserer Ansicht nach folgende Elemente umfassen:

— Ankündigung des Friedens: eine Predigt, ein Vortrag, ein Spiel oder auch eine Tonbildschau.

— Das Gebet für den Frieden: eine Art Fürbitte-Gebet oder eines der berühmten Gebete um den Frieden, zum Beispiel jenes von Franz von Assisi.

— Eine Friedenstat: Hier ist das eigentliche Feld der Erfindung. Es ist nicht notwendig, dass die Geste spektakulären Charakter hat. Kleine Taten sind wichtiger. Oft lassen sich diese auch nicht programmieren. Sie haben manchmal ihren Ursprung in der Spontaneität befreiter und grosszügiger Herzen.

Eine ökumenische Feier

«Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf der Erde den Menschen in seiner Huld» (Lk 2,14). Diesen Gesang, der so tief in die weihnachtliche Realität eingebettet ist (Neujahr ist der letzte Tag der Weihnachtsoktav), sind die Christen gewohnt, die einen in katholischen, die andern in protestantischen Gotteshäusern, während der Messfeier die einen, während der Abendmahlsfeier die andern, zu singen. Wäre es nicht an der Zeit, diese Friedensankündigung Gottes während der Weihnachtszeit, oder ein wenig später, etwa während der Gebetswoche für die Einheit der Christen, in einem ökumenischen Wortgottesdienst zu feiern?

Platz für die Laien

In seiner Ansprache an Papst Paul VI. aus Anlass des «Ad-limina-Besuches», am 1. Dezember, hat Bischof Pierre Mamie angeregt, dass der grosse Friedensstifter Niklaus von Flüe eigentlich das Zeug hätte, um Weltfriedenspatron zu werden. Die vom Präsidenten der Schweizer Bischofskonferenz gemachte Anregung wurde nicht sogleich beantwortet. Heisst das, dass der Papst davon etwa nichts wissen will, oder zieht er es vor, zuerst eine Weile Schweigen zu üben und nachzudenken, bevor er den hl. Niklaus und die Schweizer mit einer solchen Ankündigung ehren möchte? Man kann beifügen, dass die 500-Jahrfeier der Geste, durch die der bescheidene Einsiedler den Schweizer Kantonen den Frieden gegeben hat, erst am 22. Dezember 1981 stattfinden wird.

Niklaus von Flüe war ein Laie. «Platz für die Laien»; das ist ein heute in der katholischen Kirche oft gehörter Schrei. Warum sollte nicht ein Laie Weltfriedenspatron werden? Da die Staatenlenkung, die Politik, das Kriegshandwerk wie die Friedensstiftung ohnehin ihr ureigenstes Geschäft ist, wäre es sicherlich gut, diese Ehre einem Laien zukommen zu lassen. Niklaus von Flüe aber ist mehr: Er ist ein Kontemplativer und ein Heiliger!

Fürbitte für den Frieden

Es wäre gut, am Weltfriedenstag und immer wieder bei der Messfeier vor der Gabenbereitung Fürbitten für den Frieden vorzutragen. Im jetzigen Zeitpunkt wäre das vordringliche Anliegen wohl die Friedensbemühungen im Nahen Osten, wo durch die Initiative von Präsident Sadat nun doch einiges ins Rollen gekommen ist.

Bruno Holtz

Kirche Schweiz

Liturgie und Volksfrömmigkeit, die Nachwuchskrise kirchlicher Berufe

Die beiden Titelthemen scheinen auf den ersten Blick recht weit auseinanderzuliegen. Sie sind denn auch von zwei verschiedenen Räten behandelt worden: Liturgie und Volksfrömmigkeit vom Priesterrat St. Gallen am Montag, dem 14. November; Nachwuchs für den kirchlichen Dienst am 25./26. November vom st. gallischen Seelsorgerat. Die Verbindung zwischen den beiden Themen indes ist ebenso offensichtlich: Was wird aus der Liturgie in 20 bis 30 Jahren geworden sein, wenn der jetzt unvermindert anhaltende Nachwuchsmangel so weitergehen sollte?

Volksnahe und (oder) erneuerte Liturgie?

«Gestalten und Einsatz von echten Gefühlswerten in der Liturgie» bildete bereits vor einem Jahr das Haupttraktandum einer st. gallischen Priesterratssitzung. Er nahm diese Thematik jetzt erneut auf, weil es dabei um eine für das kirchliche Leben zentrale Frage geht: Wie ist in unserer Zeit christliche Liturgie zu gestalten, damit sich der heutige Mensch in den Gottesdiensten der Kirche wieder ganzmenschlich geborgen fühlt?

Sicher ist, dass gegenwärtig der Reichtum liturgischer Symbole und Zeichen aus Vergangenheit und Gegenwart entschieden zu wenig beachtet und in den Ablauf der liturgischen Handlungen miteinbezogen wird. Es scheint, als hätten die zwei eisernen Besen der Neuzeit — Rationalisierung und Entmythologisierung — auch die Kirchenräume und die Liturgie nicht verschont, sondern sie an vielen Orten kahl und leer gefegt. Gewiss, man kann der gut begründeten Meinung sein, dass eine unechte und übertriebene Emotionalität im Gottesdienst manchen Christen der Vergangenheit den wirklichen Zugang zur ursprünglichen Botschaft des Evangeliums verunmöglicht hat, genauso gut wie es heute eine vielleicht zu nüchterne und intellektuelle Verkündigung gelegentlich tut.

Der Priesterrat rang in seiner Sitzung um die Synthese von nachkonziliarer Liturgie und echten, unverbrauchten — alten und neuen — Gefühlswerten und Symbolen. Dabei war er sich sehr klar bewusst, dass der religiös-emotionale Kahlschlag in der Liturgie und in der reichen Welt der Volksfrömmigkeit nicht dem Zweiten Vatikanischen Konzil angelastet werden kann. Die konziliare Liturgieerneuerung liess weiterhin jeden Spielraum für echte Gefühlswerte offen und unterdrückte auch keines der früheren emotionalen Elemente gottesdienstlichen Lebens. Dem Konzil ging es viel eher um eine Entflechtung unvereinbarer Elemente, die sich im Verlauf der Geschichte zu einer Art Eintopfgericht vermengt hatten.

Wenn das Konzil beispielsweise die Trennung des Rosenkranzgebetes von der Feier der Eucharistie anordnete, so wollte dadurch natürlich weder Rosenkranz noch

die Eucharistiefeier «abgeschafft» werden. Vielmehr sollten beide zu ihrem ursprünglichen Wesen und ihrer eigentlichen Aussagekraft zurückgeführt werden. Oder wenn nach dem Konzil nun Wortgottesdienste gefeiert werden, ohne mit der Eucharistiefeier verbunden zu werden, so will dadurch der Wert, die Bedeutung und die Feierlichkeit der Eucharistie keineswegs gemindert oder verdrängt werden. Man hat nur neu entdeckt, dass auch die Gegenwart des Herrn unter der Gestalt des Wortes als real anzunehmen ist.

Welche Gründe nun aber immer für das Verschwinden der vielen reichhaltigen Gefühlswerte in der katholischen Liturgie anzuführen sind, es müssen Mittel und Wege gefunden werden, die echten emotionalen Elemente der Liturgie wieder anziehend und ansprechend zu gestalten, um das Empfinden der Geborgenheit, der Festlichkeit und der Ergriffenheit neu zu wecken.

Gibt es allgemeinverständliche Symbole?

Diese Frage behandelte der Fachmann für Volkskunde, Dr. Iso Baumer, Bern. Aus den vielen sehr bemerkenswerten Überlegungen dieses anerkannten Volkskundlers sei der Gedanke erwähnt, dass auch in der Liturgie nur jene Symbole und emotionalen Elemente begriffen und übernommen werden, die aus der gemeinsamen Kultur und Geschichte des betreffenden Volkes herausgewachsen sind. Stammen die Symbole und Zeichen aus der gemeinsamen Kultur und Vergangenheit eines Volkes, dann eignen sich diese auch für die Liturgiesprache.

Dies bedeutet auch: Was sich im christlichen Gottesdienst als Aussage- oder Botschaftsträger eignet, das entscheidet sich nicht allein am Kerygma, sondern muss auch am gegenwärtigen geschichtlich-kulturellen Standort der Gläubigen gemessen werden. Völlig unbekannte und neuartige Symbole könne den Gläubigen nicht ohne weiteres zugemutet werden. Es setzt dies immer eine Phase des Vertrautwerdens voraus. Dabei ist auch unumgänglich, dass möglichst viele Gläubige die Einführung von «Neuheiten» mittragen und mitverantworten. Der Bischof Dr. Otmar Mäder selber legte viel Gewicht auf den Dreischritt: «Bewusstmachen» — «Erklären» — «Einsetzen», damit eine Identifikation der Gläubigen mit einem liturgischen Element sich allmählich ergeben kann.

Aus volkskundlicher Sicht sollen Symbole und Gefühlswerte nach folgenden Kriterien ausgewählt werden: Ein Symbol kommt an, wenn es nicht rational, sondern bildhaft, wenn es nicht überladen, sondern einfach, wenn es nicht subtil, sondern kontrastreich ist und nicht bloss die intellektuelle Einsicht vertieft, sondern die Gefühle des Betrachters intensiviert.

Eine ungelöste Frage blieb allerdings auch für den Volkskundler stehen: Gibt es in der modernen pluralistischen Welt noch integre kulturelle und geschichtlich begründete Gemeinsamkeiten? Überlagern sich heute nicht vielmehr auf engstem geographischem Raum die verschiedensten Kulturen und Zivilisationsformen? Kann es dann aber noch für alle eine gültige und von allen verstehbare Symbol- und Gefühlssprache geben?

Die Weiterarbeit

des Priesterrates in Gruppen zeigte Teilelemente auf, die für liturgieverantwortliche Priester in Zukunft hilfreich werden können. Vermehrt sollte in der Predigt auf den religiös-emotionalen Gehalt von liturgischen Gebärden, Haltungen, Zeichen, Farben und Gegenständen eingegangen werden. Es ist unumgänglich, alle sinnenfälligen Dinge, die heute noch in der Liturgie vorkommen, bewusst zu machen, zu erklären und damit fruchtbar werden zu lassen. Falls liturgische Elemente abgeschafft, neu eingeführt oder verändert werden, hat die Gemeinde ein Recht auf eine glaubwürdige theologisch-anthropologische Begründung. Nur so dürfte es in Zukunft gelingen, die Brücke zwischen alten und neueren Gestaltungsformen zu schlagen.

Nachwuchs für den kirchlichen Dienst

Am 25./26. November trat der st. gallische Seelsorgerat im Bildungshaus Quarten zusammen, um ein nicht weniger drängendes und schwerwiegendes Problemfeld zu beraten. Jedermann weiss, dass es sich bei der Nachwuchskrise um einen bereits mindestens 10 Jahre alten Trend handelt, der sich bis jetzt in allen industrialisierten Ländern der Welt gleichermassen manifestiert. Gibt es Anzeichen einer baldigen Wende? Welche Massnahmen könnten diesen verhängnisvollen Trend endlich zum Stillstand bringen?

Ein langer Ursachenkatalog

Kanonikus Bernhard Gemperli, Domkatechet, St. Gallen, der bis vor kurzem das Amt des Regens innehatte, legte zuerst in einem sehr offenen, lebendigen und interessanten Vortrag die Gründe dar, die den Mangel des Priesternachwuchses verursachen. Mit dem Arbeitstitel «Nachwuchs für den Dienst in der Kirche» kam natürlich auch die grosse Gruppe von Katecheten und Laienseelsorgern zur Sprache — eine Gruppe übrigens, die in allen Teilen der Schweiz die grössten Lücken des Priestermangels hat überbrücken können und die in Zukunft an Bedeutung immer mehr zunehmen wird.

Die Ausführungen des Referenten wurden anschliessend in den bestehenden Regionalgruppen innerhalb des Rates diskutiert, und der Ursachenkatalog wurde durch die regionalen Berichte ergänzt. Das Resultat von Referat und Gruppenarbeit schlug sich in einer fast unüberschaubar langen Liste von möglichen Hemmnissen nieder, die für den Entscheid junger Leute wirksam werden, wenn es um eine kirchliche Berufswahl geht. Allein aus einer Gruppe wurden 18 recht verschiedenartige Gründe beigebracht. Die bedeutsamsten Punkte könnten etwa in den folgenden Kurzformeln aufgereiht werden:

— Die Glaubenssituation der Kirche (theologischer Pluralismus - innerkirchliche Spannungen) verunsichert die jungen Menschen bei der Suche nach einem kirchlichen Engagement.

— Die diversen Angebote an weltanschaulichen Grundkonzepten und die zahlreichen religiös-charismatischen Bewegungen sind der Jugend bekannt, und sie will diese auch «durchproben».

— Der moderne Mensch insgesamt legt eine ausgeprägte Bindungsangst an den Tag; diese gleiche Angst vor Bindung lässt sich auch im Bereich der Eheschliessung erkennen; immer weiter wird die definitive Entscheidung hinausgezögert. «Ja, wenn ich das Priesteramt für 3 Jahre 'ausprobieren' könnte!», wird etwa gesagt!

— Die Kirche wird durch die öffentlichen Medien häufig ins Zwielicht gerückt. Unter allen akademischen Berufen steht der kirchlich Bedienstete auf der untersten Stufe des sozialen Ansehens.

— Die in den letzten Jahren erfolgte Auffächerung und Spezialisierung der sozialen Berufe «werben» der Kirche viele ideale Kräfte «ab».

— Ehelosigkeit und die Verpflichtung zum zölibatären Leben und der damit verbundene Einsamkeits-Schock werden als die häufigste Ursache für den krassen Priestermangel gesehen, obschon ihn auch der verheiratete evangelische Pastorenstand kennt.

— Viele junge Menschen schrecken auch vor jener engen Rollenerwartung zurück, die von vielen Gläubigen an den Priester herangetragen wird. Sie wären vielleicht bereit, «als freilebende und freierwerbende Seelsorger» tätig zu sein, wenn sich eine solche Konzeption mit konkreter Kirche noch vereinen liesse.

Gegenmassnahmen

Der Seelsorgerat überlegte nun die Gegenmassnahmen, die unverzüglich an die Hand zu nehmen sind. Natürlich kann ein Seelsorgerat nicht die Gesellschaft so umwandeln, dass wieder mehr Bereitschaft und Offenheit für einen kirchlichen Dienst aufblühen würde. Er kann bloss versuchen, innerhalb der Bistumsgrenzen den kirchlichen «Lebensstil» so zu beeinflussen und zu lenken, dass ein kirchlicher Einsatz wieder attraktiv wird. Als mögliche Bemühungen kristallisieren sich vier Stossrichtungen heraus:

1. Bewusstseinsbildung

In der Elternbildung muss das Anliegen bewusster in den Blick genommen werden, da die Familie immer noch der entscheidenste Nährboden für eine kirchliche Berufung bildet. Bei Themenkreisen wie Erstkommunion, Firmung und Religionsunterricht beispielsweise, wo immer noch sehr breite Elternkreise erreicht werden, müssen die Eltern auf Ihre Mitverantwortung hingewiesen werden, dass sie ihren Kindern auch diesen Weg als sinnvoll und möglich hinstellen.

Die Gemeinden selber sollen noch direkter und härter mit ihrer eigenen priesterlosen Zukunft konfrontiert werden. Priester und Gemeinden aber sind aufgerufen, ein solches Klima des Wohlwollens, der Zusammengehörigkeit und der Zusammenarbeit zu schaffen, dass Kinder und Jugendliche diesen Beruf als erstrebenswerte und sinnhafte Lebensaufgabe sehen lernen.

2. Das Selbstverständnis des Priesters

Wie das Kirchenbild so ist auch das «Image» des Priesters zeitgeschichtlichen Schwankungen und Akzentverschiebungen unterworfen. In unserer Zeit werden ohne Zweifel die unterschiedlichsten Erwartungen an den Priester herangetragen; sie reichen vom «zügigen Jugendseelsorger» bis zum «Fachexperten in Exegese». Eigentlich gibt es keinen andern Beruf, in dem ein all-round-man so selbstverständlich gefordert wird, wie beim Pfarrei-Seelsorger. Es liegt aber auf der Hand, dass keiner solchen Anforderungen über lange Zeit entsprechen kann. Die Aufgaben müssen darum systematisch delegiert werden. «Auch der Pfarrer muss 'nein' sagen lernen!» meinte ein Seelsorgeratsmitglied. Ohne damit die Tätigkeit des Priesters auf die Sakramentenspendung einzuschränken, kann und muss er doch vieles der Gemeinde übertragen, das diese in Eigenregie leisten kann. Nicht zuletzt aber muss wohl bei den Priestern selbst eine verstärkte spirituelle Vertiefung ihres Selbstverständnisses einsetzen.

3. Gespräch mit den Fakultäten

Die Form des Theologiestudiums ist selbstredend sehr bedeutsam für den Berufsentscheid des jungen Studenten. Der Seelsorgerat ist der Meinung, dass der gegenwärtige Ausbildungsgang zu akademisch, zu weltfremd und zu wenig praxisbezogen sei. Ein Praktikum — etwa zur Halbzeit des Theologiestudiums angesetzt — könnte die Entscheidung des Theologie Studierenden durchaus positiv in Richtung Priesterberuf beeinflussen. Diese zum Teil schon praktizierten Einsätze müssten ausgebaut werden.

4. Gebet

Die eingehenden Verhandlungen über das Thema kirchliche Berufe liess gegen Ende in manchem Mitglied des Seelsorgerates ein banges Gefühl der Ohnmacht oder gar der Resignation aufkommen. Wer nach Ursachen einer solchen innerkirchlichen Krise ehrlich und ernsthaft fragt, der muss wohl oder übel einigen wenig erfreulichen Tatsachen ins Gesicht sehen. Aber die Auflistung so vieler Probleme birgt auch die Gefahr in sich, dass man hilflos und pessimistisch die Hände in den Schoss legt. Wenn in diesem Zusammenhang die Forderung erhoben wurde, dass die Nachwuchskrise durch das Gebet zu lösen sei, so möchte der Seelsorgerat nicht ausdrücken, dass die äusseren Massnahmen unwichtig seien. Die Massnahme von innen aber — das Gebet — ist ebenso bedeutsam.

Die zweitägige Seelsorgeratssitzung stand unter einem schwierigen Thema, und es liess sich zum vornherein nicht erwarten, dass Patentlösungen erarbeitet werden könnten. Die Grundstimmung war entsprechend ernst. Vielleicht hätten einige «témoignages» von Priestern und Laienseelsorger die Zuversicht und die Freude etwas wecken können; sehr viele Priester und Laien könnten auf die Frage «Was erfüllt mich in meinem Beruf?» wichtige und attraktive Dinge erzählen, die Hoffnung wecken würden. Wäre das nicht ein erster Schritt zur Lösung eines so schwierigen Problems?

Edwin Gwerder

Für den eigenständigen Diakonat in der Schweiz

Gemäss Empfehlung der gesamtschweizerischen Synode und gemäss Beschluss und im Auftrag der Schweizer Bischofskonferenz hat sich am 9. Dezember eine *Arbeitsgruppe* konstituiert, welche die Einführung und Entwicklung des eigenständigen Diakonats in der deutschsprachigen Schweiz begleiten, prüfen, koordinieren und fördern soll. Mitglieder der Arbeitsgruppe sind die Seminarleiter von Basel, Chur und St. Gallen, Bischofsvikar Dr. Karl Schuler als Hauptverantwortlicher für den 3. Bildungsweg zum kirchlichen Dienst und P. Bruno Holtz SMB, Pressesprecher der Bischofskonferenz, als Verbindungsmann zur Bischofskonferenz und zur welschen Arbeitsgruppe, die als «Groupe de recherche diaconale» schon seit vielen Jahren besteht und nun auf Grund des Synodenbeschlusses schon konkrete «Directives en vue de l'acheminement au ministère Diaconal» erarbeitet und den Bischöfen der welschen Diözesen unterbreitet hat.

Zwei Modelle

Die neukonstituierte Arbeitsgruppe sprach sich aus über die sehr verschiedenen Vorstellungen und Realisierungen des eigenständigen Diakonats in den verschiedensten Ländern und Regionen. Diese lassen sich in zwei Gruppen einteilen:

Die einen sehen und realisieren den eigenständigen Diakonat vor allem und zunächst als sakramentale Einweisung in den seelsorglichen Dienst an Nicht-(mehr-) Glaubenden, in kirchlichen und gesellschaftlichen Randgruppen, gewiss diesen Dienst — auch liturgisch — in der Gemeinde repräsentierend und so die Gemeinde aktivierend für ihre Mission in der Gesellschaft.

Die andern sehen und realisieren den eigenständigen Diakonat vor allem als sakramentale Einweisung in den allgemein pastoralen und liturgischen Dienst, ähnlich dem priesterlichen Dienst (ohne deren Bevollmächtigung zur Eucharistiefeier, zur sakramentalen Absolution und zur Krankensalbung), so auch als Ersatz für die immer mehr fehlenden Priester und als Möglichkeit als Verheiratete das Sakrament des Ordo zu empfangen, sinnvoll vor allem dann, wenn der jeweilige Kandidat durch diese Ordination sich mehr und dauernd identifizieren kann mit dem kirchlichen Dienst — und wir alle glauben an die Wirklichkeit des Sakramentes des Ordo. Wie weit sich solcher Dienst als Diakon vom Dienst als Laientheologe (Pastoralassistent) unterscheidet, und ob nicht auch die Einweisung des Laientheologen in den dauernden kirchlichen Dienst sakramentalen Charakter habe, blieben offene Fragen, welche die Arbeitsgruppe diskutierte, aber als dafür nicht kompetent nicht beantworten konnte.

In der Schweiz:
Diakone als Seelsorger

Die Arbeitsgruppe nahm zur Kenntnis, dass Bischof Dr. Anton Hänggi in nächster Zeit einige verheiratete Laientheologen auf deren eigenen Wunsch oder auf die Anforderung der jeweiligen Gemeinde hin, in der sie zum Teil schon lange als Seelsorger tätig sind, zu Diakonen weihen wird. Sie werden Diakone im zweitgenannten Sinn sein.

Die Arbeitsgruppe empfiehlt auch den anderen Bischöfen, solche Kandidaten gemäss ihrem Urteil zu Diakonen zu weihen.

Die Arbeitsgruppe sieht ihre Aufgabe nicht darin, für solche Diakonatsbewerber ein Ausbildungs-, Indienstnahme- und Fortbildungsstatut auszuarbeiten, denn dieses würde (mit kleinen Ergänzungen) genau den Richtlinien für Ausbildung, Dienst und Anstellung von Laientheologen, wie sie schon bestehen, entsprechen. Sie wird sich allerdings überlegen, wie den so geweihten Diakonen Hilfe und Begleitung in ihrer Spiritualität, vor allem auch als ordinierte Verheiratete, angeboten werden kann.

Die Arbeitsgruppe sieht ihre Aufgabe vielmehr darin — unter anderem auf Grund der Konzepte und Erfahrungen ausländischer Ortskirchen — ein spezifisch diakonales Berufsbild, in dem zuerst beschriebenen Sinn, und für Kandidaten des eigenständigen Diakonats zum erstgenannten spezifisch diakonalen Dienst konkrete Einsatzmöglichkeiten, mögliche Ausbildungs- und Fortbildungswege aufzuzeigen und der Bischofskonferenz vorzuschlagen. Die Arbeitsgruppe wird aber zunächst Konzepte und Erfahrungen anderer Länder sammeln und prüfen und dann eventuell den Bischöfen Vorschläge unterbreiten, wie der eigenständige Diakonat als spezifisch diakonaler Dienst auch in der deutschsprachigen Schweiz, gemäss den Bedürfnissen und der Sendung unserer Ortskirchen und Gemeinden, wieder aufleben und gelebt werden könnte.

Otto Moosbrugger

Zur Einführung des Ständigen Diakonates in der Schweiz

Der folgende Beitrag wurde geschrieben, bevor bekannt wurde, dass im Bistum Basel Ständige Diakone geweiht werden sollen; er ist deshalb kein Kommentar zu dieser aktuellen Situation, sondern macht auf offene Fragen, die bei der Verwirklichung des selbständigen Diakonates in der Schweiz noch zu lösen sind, aufmerksam. Im übrigen gibt dieser Beitrag die persönliche Meinung von Bernhard Gemperli wieder und möchte so als ein der Sache dienender Diskussionsbeitrag gelesen sein.

Redaktion

Es ist wirklich erfreulich, wie sich unsere Bischöfe bemühen, Aufträge der Synode in die Tat umzusetzen. Ein Beispiel ist die Einführung des Ständigen Diakonates, ein Beschluss der gesamtschweizerischen Synodalversammlung vom 13. September 1975. Bereits im Sommer 1977 kam von Rom grünes Licht: Die Einführung des selbständigen Diakonates ist für die Diözesen der Schweiz erlaubt. Das ist erstaunlich: Andere Synoden-Aufträge sind noch unterwegs und zumindest bisher einer wurde von Rom abgelehnt (Gesamtschweizerischer Pastoralrat). Welche Gründe sprachen besonders für dieses rasche Vorgehen?

Sicher einmal ist es der beängstigende Mangel an Seelsorgern, der die Bischöfe veranlasst, jedes mögliche Mittel rasch zu versuchen, um die Not zu mindern.

Die Situation in benachbarten Ländern (BRD, Österreich) entwickelte sich bereits in dieser Richtung und eine Annäherung im selben Sprachraum vermeidet Unterschiede, die Spannungen erzeugen können (z.B. betreffend Laienpredigt, Abwanderung von Laientheologen über die Landesgrenzen, Einsatz von Laien in der Gemeinde-Seelsorge).

Die Situation mit den Laientheologen (und teilweise auch mit den vollamtlich tätigen Katecheten) ist für nicht wenige beunruhigend, zumal im romanischen Sprachraum, wo vollamtlich tätige Laien im kirchlichen Dienst der Pfarrei-Seelsorge unbekannt sind (ausser im Religionsunterricht).

Man möchte die Laien im kirchlichen Dienst besser in die kirchenamtlichen Strukturen integrieren: Durch eine Weihe sind sie anders in die Kirche eingegliedert und mit ihr verbunden, sie können besser im sakramental-liturgischen Bereich tätig werden und sind personell besser disponibel.

Die Laien in einem vollamtlich kirchlichen Seelsorgedienst sind in den deutschschweizerischen Bistümern uneins: Die einen möchten Diakone werden (eine Minderheit), die andern (es scheint die Mehrheit zu sein) sind bisher nicht gewillt, sich zum Diakon weihen zu lassen.

Offene Fragen

Aber mir scheint doch verschiedenes gründlicher Klärung bedürftig, wenn diese Erlaubnis in den Schweizer Bistümern Wirklichkeit wird:

1. Im gesamtschweizerischen Synodal-Beschluss vom 13. September 1975 wird ausdrücklich darauf hingewiesen, dass «der ständige Diakonat besonderes sakramentales Zeichen dafür sei, dass die Kirche und jedes Amt *diakonalen* Charakter hat. Doch ist dieses Zeichen nur dort sinnvoll, wo es von den Gemeinden als solches erkannt werden kann und akzeptiert wird».[1] Ferner wird betont[2]: «Die Dienste des Diakons sind vor allem auf die Armen und Fernstehenden ausgerichtet. Kandidaten zum Diakonat sind also gemäss diesen Diensten auszuwählen, in erster Linie unter jenen, die diese Aufgabe bereits wahrnehmen».

Diese Sicht tendiert doch eindeutig auf einen Diakon mit Schwerpunkt im sozialen Bereich. Rekrutierungsfeld wären also in erster Linie Sozialarbeiter, Krankenbetreuer, Fürsorger usw. Also nur im Ausnahmefall Laientheologen und Katecheten.

Ein solcher Diakon wäre aber höchstens indirekt eine Entlastung im personellen Engpass der Gemeinde-Seelsorge. Oder wäre er nebst seinen sozialen Aufgaben auch noch für Liturgie, Predigt, Religionsunterricht und Jugendseelsorge einsetzbar? Denn da brennt nun ja der Personalmangel vorläufig am meisten. Wie müsste aber ein solcher Allrounder ausgebildet sein und wie könnte er in der Praxis bestehen, ohne permanent überfordert zu sein?

2. Oder läuft die Entwicklung anders? Also nicht Diakonie als Schwerpunkt, sondern Liturgie, Predigt und Religionsunterricht zum Ausgleich der fehlenden Priester. Das eine bisherige Beispiel in der deutschsprachigen Schweiz dürfte in diese Richtung weisen. Ebenfalls die Entwicklung in der BRD und in Österreich. Dann wäre das Rekrutierungsfeld vorab bei den jetzigen und künftigen Laientheologen und Katecheten. Oder werden neue Schichten angesprochen, zum Beispiel berufstätige Männer, die sich zu Diakonen umschulen lassen? Oder die in ihrem Beruf bleiben, und am Wochenende als Diakone tätig sind? Also nicht nur Vollamt, sondern auch «Teilzeit-Diakon»? Wie sollen diese bei uns ausgebildet werden, dass sie auch theologisch verantwortbar werden können? Wie eingesetzt?

3. Die erwähnte gesamtschweizerische Synodal-Versammlung ersucht die schweizerischen Bischöfe, sie möchten sich dafür

[1] Synode St. Gallen, III «Kirchlicher Dienst — Planung der Seelsorge in der Schweiz», 6.3.2.

[2] aaO.6.3.3.

einsetzen « — dass die gesetzliche Bestimmung des Mindestalters von 35 Jahren für die Diakonsweihe von Verheirateten aufgehoben werde — dass die Wiederverheiratung von verwitweten Diakonen möglich werde».[3]

Diese Wünsche gingen bislang nicht in Erfüllung. Das heisst, dass bei einer Einführung des Ständigen Diakonates jeder Verheiratete, der jünger als 35 ist, nur mit römischer Einzel-Dispens geweiht werden kann. Ebenfalls hängt es vom Wohlwollen der betreffenden römischen Instanz ab, ob ein verwitweter Diakon auf Grund einer Sonderdispens wieder heiraten kann oder nicht. Müssten nicht *vor* Einführung eines Ständigen Diakonates diese Probleme geklärt und diese fragwürdigen Bestimmungen aufgehoben werden? Sonst riskieren wir auch bei uns, dass der Ständige Diakonat bestätigendes Betätigungsfeld vorab für ältere Männer wird (vgl. Tendenz im Ausland), aber fähige und kritische junge Christen nicht anzuziehen vermag.

4. In der gesamtschweizerischen Synodalversammlung wurde schliesslich die Bischofskonferenz ersucht[4], sie möge sich dafür einsetzen, «dass auch Frauen die Diakonatsweihe empfangen und so in einen kirchlichen Dienst als Diakone berufen werden können».

Ein Blick in die Kirchengeschichte zeigt uns, dass dies nichts Neues innerhalb der lebendigen Entwicklung kirchlicher Dienste wäre. Müsste nicht auch dieser Aspekt der Diakonatsfrage gründlich geklärt werden, denn mit den ersten Diakonatsweihen von Laientheologen (oder Katecheten) dürfte — vorab bei unserer jungen Generation — sehr rasch wegen der Weihe für Laientheolog*innen* (beziehungsweise Katechet*innen*) nachgedoppelt werden.

5. Die Diözesansynode St. Gallen bat die Bischofskonferenz, folgende Empfehlung an die zuständigen Stellen in Rom weiterzuleiten[5]:

«Die Bischöfe sollen auch in der lateinischen Kirche im Leben und im kirchlichen Dienst bewährte verheiratete Männer zu Priestern weihen dürfen. Dies soll angesichts der in der lateinischen Kirche heute geltenden Ordnung als Ausnahmeregelung verstanden sein, wo die Bedürfnisse es erfordern und Voraussetzungen gegeben sind». Die übrigen Diözesansynoden der deutschen Schweiz haben meines Wissens ähnliches verabschiedet.

Ist der Ständige Diakonat ein Schritt in Richtung zur Priesterweihe von «viri probati» oder ist eher das Gegenteil der Fall? Wenn schon Papst Paul VI. an der Bischofssynode 1971 durchblicken liess, dass er sich beim brennenden Priestermangel (z.B. in Südamerika) dem Gedanken der Priesterweihe von verheirateten «viri probati» nicht völlig verschliessen könne, dann doch sicher im Wissen, dass mit verheirateten Diakonen diese Probleme eben nicht voll zu lösen sind.

6. Der Diakon kann eine Gemeinde nicht selbständig leiten, sondern er ist Mitarbeiter eines Priesters (Pfarrer, Dekan usw.), der die volle Verantwortung trägt. Dies ist richtig, weil der Diakon ja auch nicht als Presbyter die Sakramente der Eucharistie und Busse feiern kann: Nur wer mit der Gemeinde Eucharistie (Busse und Krankensalbung) feiern kann, soll diese leiten. Denn Leitungsdienst und sakramentaler Dienst gehören zuinnerst zusammen, sonst wird Leitung zur bürokratischen Verwaltung, oder der Vollzug der Sakramente entfremdet sich dem kirchlichen Amt, das ja Brücke und Garant der Einheit sein soll.

Wird bei Einführung des Diakonates der Priester nicht noch mehr auf seine Funktion des Gemeindeleiters und liturgischen Zelebranten eingeengt? Diese Aufgaben sind schön und kostbar: Aber wenn sie nicht mehr Herzmitte eines breiten Aufgabenfeldes sind, dann können sie zur ermüdenden Überforderung werden (vgl. den Stadtpfarrer [oder -Vikar], der schon jetzt an einem Wochenende 5- bis 7mal zelebrieren darf/muss). Umgekehrt: Kommen beim Diakon — zumindest wenn er nicht seinen Schwerpunkt im diakonalen Dienst hat — nicht in einigen Jahren die selben Enttäuschungen zum Vorschein, wie wir sie gelegentlich bei Laientheologen spüren: «Ich bleibe mein Leben lang Assistent, ich kann nie selbständig eine Gemeinde leiten».

7. Bietet nicht die Schweiz mit ihren verschiedenen Sprachregionen auch für die Einführung des Diakonates sehr verschiedene Ausgangspunkte? In der *Westschweiz* und im *Tessin* sind meines Wissens Laientheologen in der Gemeinde-Seelsorge unbekannt. Katecheten kennen sie für das Erteilen des Religionsunterrichtes in oder ausserhalb der Schule, aber nicht für einen vollamtlichen Einsatz in der Pfarrei-Seelsorge. Dort könnte im jetzigen Zeitpunkt die Einführung des Diakonates keine besonderen Probleme aufwerfen ausser die unter 1 bis 6 genannten Fragen.

Anders in der *deutschsprachigen Schweiz*: Seit bald 10 Jahren sind eine beachtliche Anzahl von Laien in der Gemeinde-Seelsorge tätig. Müsste nicht hier besonders sorgfältig vorgegangen werden, damit nicht neue Unruhe in unsern Gemeinden entsteht. Und dass es nicht sehr bald zwei Arten von Pastoral-Mitarbeitern gibt: Solche mit und solche ohne Weihe. Werden dann die Geweihten nicht als mehr und besser betrachtet: Mehr der Kirche verbunden, religiöser, vertrauenerweckender ...? Zumindest am Anfang und sofern die ersten Diakone überzeugende Persönlichkeiten sind. Behutsam müsste darauf geachtet werden, dass wir die übrigen Laientheologen (wie erwähnt vorläufig die Mehrheit) nicht an den Rand oder gar zum kirchlichen Dienst hinausdrängen. Wir sind ja theologisch noch immer überzeugt, dass auch auf Grund von Taufe und Firmung ein Laie sich voll für den Dienst in der Kirche engagieren kann und soll. Tragen wir Sorge, dass sich nicht manche von ihnen durch eine solche Entwicklung überrollt vorkommen und entsprechend reagieren.

Ein Vorschlag

Auf Grund dieser Überlegungen möchte ich vorschlagen, dass bei der Einführung des selbständigen Diakonates in der Schweiz die von 1—7 genannten Problemkreise gründlich studiert und weitestgehend geklärt werden sollten. Die römische Erlaubnis verlangt meines Wissens nicht, dass der Ständige Diakonat sofort eingeführt werden *muss*, sondern dass man es *kann*. Ein behutsames schrittweises Vorgehen (auch im Blick auf die Entwicklung in den Nachbarländern) dürfte der Kirche in der Schweiz (zumal im deutschsprachigen Bereich) nur dienlich sein.

Bernhard Gemperli

[3] aaO.6.3.5.
[4] aaO.6.3.6.
[5] aaO.6.5.2.3.

Die Kongregation der Spitalschwestern von Luzern

Die Spitalschwestern von Luzern wurden eine selbständige Kongregation und haben am Generalkapitel vom 8. Dezember 1977 ihre erste Kongregationsleitung gewählt. Als Generaloberin wurde Sr. Laura Rossi und als Assistentin Sr. Hedy Weber gewählt; mit ihnen bilden die als Rätinnen gewählten Sr. Agnes Schacher, Sr. Maria Käppeli und Sr. Esther Caldelari den Generalrat.

Mutter — Tochter

Die Spitalschwestern kamen auf die Bitte des Stadtrates hin im Jahre 1830 aus Besançon nach Luzern. Zunächst waren

alle Schwestern französischer Herkunft. Mit der Zeit jedoch schlossen sich vermehrt auch Schweizerinnen der Kongregation der Spitalschwestern von Besançon an. Nachdem die Schweizerische Gemeinschaft dieser französischen Kongregation gross genug geworden war, erhielt sie in Luzern ein eigenes Postulat (im Jahre 1934) und ein eigenes Noviziat (im Jahre 1943).

Die sprachlichen, kulturellen und sozialen Unterschiede zwischen Frankreich und der Schweiz führten zu manchen Schwierigkeiten und ab 1952 zum Wunsch nach einer Selbständigkeit, die eine bessere Anpassung des Gemeinschaftslebens an die hiesigen Verhältnisse ermöglichen würde. Wie sogar selbstverständliche Anpassungen mit Schwierigkeiten verbunden waren, kann die Einführung der Muttersprache als Umgangssprache in Luzern illustrieren. Nachdem das Generalkapitel von Besançon am 15. September 1970 der «Gruppe der Häuser von Luzern» vermehrte Kompetenzen übertragen hatte und es bald erneut zu Schwierigkeiten und Missverständnissen kam, wurde «eine gewisse Autonomie» zum Gegenstand von Besprechungen und Verhandlungen zwischen Luzern und Besançon.

In zwei kirchenrechtlichen Gutachten, das eine von Besançon, das andere von Luzern eingeholt, wurde das Recht der Luzerner Gemeinschaft auf Eigenständigkeit und Eigenpersönlichkeit anerkannt. Beide Gutachten stimmten auch darin überein, dass die gewünschte Selbständigkeit nicht mit der Bildung einer selbständigen Schweizer Provinz verwirklicht werden sollte, weil die Kongregation von Besançon zu klein ist, um die bei einer Provinzstruktur vom Kirchenrecht verlangten 3 Provinzen bilden zu können. Als kirchenrechtlich mögliche Modelle der Selbständigkeit blieben so die Region einerseits und die Autonomie mit erweiterter Föderation anderseits.

Aus verschiedenen Gründen waren die Bedenken gegen die Bildung einer Region grösser als die Bedenken gegen eine kirchenrechtliche Autonomie, die zumal bei selbständigen Köstern zur normalen Klostergeschichte gehört: Gründung durch das Mutterhaus, Hilfe bis die Neugründung selbständig ist, Trennung durch Loslösung. Die Verbindung des Mutterklosters mit der selbständig gewordenen Neugründung bleibt in der gemeinsamen Spiritualität oder darüber hinaus in einer Föderation, in der die gegenseitige Hilfe verbindlich vereinbart wird. Und so stimmten dann schliesslich auch die kirchlichen Behörden dem Modell einer Autonomie mit Föderation zu, das heisst die Kongregation für die Ordensleute und die Säkularinstitute errichtete mit Dekret vom 13. Juli 1977 die Schweizerische Gemeinschaft der Spitalschwestern von Besançon als eigene Kongregation, wobei sie zugleich feststellt, dass die beiden Kongregationen sich vornehmen, «unter sich die schwesterlichen Beziehungen, mit der Auflage auch gegenseitiger wirtschaftlicher Hilfe, weiterzuführen».

Den Schwestern wurde freigestellt, in der Kongregation von Besançon zu bleiben oder der Luzerner Kongregation beizutreten. So haben sich 11 Schwestern, namentlich solche, die in französischsprachigen Gebieten tätig sind, entschlossen, bei Besançon zu bleiben; 2 Schwestern konnten ihres Alters wegen nicht gefragt werden, so dass auch diese bei Besançon bleiben. Den Luzerner Spitalschwestern gehören so 84 Schwestern, wovon 1 Novizin, an. Im übrigen ist diese Loslösung bei Spitalschwestern von der Natur der Sache her nicht ungewöhnlich. Auch Besançon hatte sich im Jahre 1698 selbständig gemacht, und zwar von der Gemeinschaft von Beaune im Burgund, die der Ursprung der grossen Familie der Spitalschwestern ist.

Hôtel-Dieu

Die Kongregation der Spitalschwestern von Luzern wird die Konstitutionen der Kongregation von Besançon beobachten, bis sie ihre eigenen ausgearbeitet hat. Dem Zweiten Vatikanischen Konzil gemäss wird sie dabei die oberste Regel, das heisst die im Evangelium dargelegte Nachfolge Christi, und das geistige und geistliche Erbe ihres Institutes in den heutigen Umständen und für die heutigen Bedürfnisse aktualisieren.

Das Erbe von Besançon besteht aus drei Quellen der Geistigkeit: die erste liegt im Erbe und in den Überlieferungen von Beaune, die zweite in der Gemeinschaftsregel des heiligen Augustinus, auf die sich im Jahre 1698 der damalige Erzbischof von Besançon für die Konstitutionen stützte, und die dritte Quelle der Geistigkeit liegt in der Spiritualität des ausgehenden 17. Jahrhunderts.

Das Erbe von Beaune ist zunächst das Hôtel-Dieu, das Hospital, das seit dem christlichen Altertum eine Stätte für Fremde, Pilger, Kranke, Arme und überhaupt für Hilfsbedürftige war. Getragen wurde es von der Tugend der Gastfreundschaft (hospitalitas), einer christlichen Beherbergungspflicht. Zum Erbe von Beaune wurde auch das Beginentum, diese Frauenbewegung des Hochmittelalters, in der Frauen ohne eigentliche Ordensgelübde in Gemeinschaften zusammenlebten und sich mit Gebet, Handarbeit, Krankenpflege, Leichenbesorgung und Mädchenunterricht beschäftigten (die ersten Schwestern in Beaune waren Beginen!). Und schliesslich wurde in Beaune auch die Laienfrömmigkeit des 14. und 15. Jahrhunderts rezipiert, zum Beispiel die «neue Frömmigkeit» (Devotio moderna), die bei aller Offenheit für die Mystik schlicht und nüchtern war. Aus diesem Geist heraus ist auch die Urregel von Beaune geschrieben: keine bindenden Gelübde, Lebensunterhalt durch Arbeit, freundliche Mitmenschlichkeit, Grosszügigkeit gegenüber Kranken und Armen, einfache und praktische Frömmigkeit, ständig der Freiheit ausgesetzt.

In Besançon kam zu diesem Erbe einerseits die Gemeinschaftsregel (mit der Einordnung des persönlichen Strebens in das Gemeinschaftsleben, der Bindung an die Aufgaben der Ortskirche und einem wachen Gespür für den Wert der Freundschaft) und anderseits die zeitgenössische Spiritualität mit der Betonung der affektiven Momente der Spiritualität (Mystik) und des individuellen Strebens nach Tugendhaftigkeit.

Wenn sich die Spitalschwestern von diesem reichen Erbe für das Leben und Arbeiten in unseren Zeitverhältnissen anregen lassen, wird ihr altes Erbe zu einem zeitgemässen Auftrag ihrer Gemeinschaft: eine Frauengemeinschaft mit einem freundlichen Gleichgewicht von christlicher Freiheit und christlicher Bindung zu sein (Beginentum, Beaune, Besançon), eine praktische und doch tiefe Spiritualität zu pflegen, die auf das innere Wachstum und auf die Entfaltung des einzelnen achtet (Devotio moderna, individualistische Spiritualität des 17. Jahrhunderts), den Schwerpunkt der Tätigkeit im Gesundheitswesen zu sehen, und zwar im Sinn des altchristlichen und mittelalterlichen Hospitalwesens (Hôtel-Dieu) — das sind denkbare Antworten auf heutige Herausforderungen aus der Überlieferung heraus. Nachdem die Spitalschwestern von Luzern nun selbständig geworden sind, darf wohl erwartet werden, dass ihre Konstitutionen und ihr Gemeinschaftsleben leichter Antworten auf heutige und auf hiesige Herausforderungen werden sein können.

Rolf Weibel

«1. Auf dass die Armen geziemende Wartung erhalten, ordne ich an, dass in diesem Hospiz auf meine Kosten fromme und gutbeleumundete Frauen in genügend grosser Anzahl unterhalten werden, um die Pflege der Armen sicherzustellen. 2. Nichts ist schön genug für die Armen» (Nicolas Rolin, Kanzler von Burgund, zusammen mit seiner Gattin Guigone de Salins Gründer des Hôtel-Dieu).

Pastoral

Erneuerung von innen — Die Familie als Zelle der Gesellschaft

Vom Schöpfer her bietet jedes menschliche Leben, trotz seiner Gefährdung, eine Chance. Das trifft auch auf die Gemeinschaftsform dieses Lebens in Ehe und Familie zu. Im Blick auf die Erneuerung der Gesellschaft erhält gerade dieser Gesichtspunkt seine Aktualität.

Selbstzerstörung oder Selbsterneuerung?

Die heutigen Gesellschaftsformen geben in der Tat zu mancherlei Kritik Anlass. In allen Variationen kreist diese Kritik um das zentrale Thema «*Ausbeutung*». Ausbeutung der einen Klasse durch die andere, der einen Rasse durch die andere, des einen Landes durch das andere. Weniger ideologisch ausgedrückt: Ausbeutung des einen Menschen durch den andern, und das heisst, des Schwächeren durch den Stärkeren. Seit es Menschen gibt, steht dieses Problem an. Eine Patentlösung dafür gibt es nicht. Sie wäre sonst schon längst gefunden worden. Es kann immer nur darum gehen, die Schwächen bestehender Gesellschaftssysteme zu verbessern, Lücken in der Sozialgesetzgebung auszufüllen, deren Handhabung zu überwachen.

Geduld und Mühsal solcher Arbeit passen freilich radikalen Systemerneuern nicht ins Konzept. Sie haben sich der Zauberformel verschrieben: Totale Veränderung durch totale Revolution! Erneuerung also durch Zerstörung des Bestehenden, wenn nötig auch durch Selbstzerstörung. So enden Idealisten als Terroristen, die sich selber richten, um eine letzte Rache an dem von ihnen verwunschenen «System» zu nehmen. An die Stelle der Selbsterneuerung tritt die Selbstzerstörung.

Selbsterneuerung als Erziehung zu Gerechtigkeit und Frieden

Wollen wir der Ausbeutung des Schwächeren durch den Stärkeren von innen her begegnen, reichen Veränderung der Institution und Lenkung der Produktion für sich allein nicht aus. Wir müssen vorgängig Menschen mit einem wachen Gerechtigkeitssinn und Verständnis für Zusammenarbeit heranbilden. Menschen, welche sich die Gesetze friedlichen Füreinanderlebens nicht aus Büchern, sondern aus dem *Alltag* angeeignet haben. Für jeden Menschen beginnt dieser Alltag mit dem, was wir «Kinderstube» nennen. Die Soziologie weist uns darauf hin, dass die Familie immer noch, trotz ihres scheinbaren Zerfalls, das wichtigste Sozialisierungsmilieu ist [1]. Hier lernt der Mensch, mit anderen umzugehen, sich in die Gemeinschaft einzuordnen, Gemeinwohl und Eigenwohl in eine sinnvolle Beziehung zu bringen. Hier empfängt er Wertvorstellungen und Verhaltensmuster, die in den meisten Fällen für ein ganzes Leben Gültigkeit haben.

Hier, an der konkreten Basis, setzt die Erneuerung der Gesellschaft an, wenn überhaupt diese Frage gestellt werden soll. Gesellschaftspolitisch bleibt die Familie damit ein Bildungsfaktor ersten Ranges. Das Verhältnis von Mann und Frau am Beispiel von Vater und Mutter, Bruder und Schwester; das Verhältnis der Generationen am Beispiel von Grosseltern und Eltern, Eltern und Kindern, all das bestimmt die neue Generation auf intensivste Weise, prägt sie für ein Leben. Darum haben nicht nur Staat und politische Parteien, sondern auch die Kirche alle Aufmerksamkeit der Familie zuzuwenden, wollen sie auf je ihre Weise einen Beitrag zum Aufbau einer menschlicheren Gesellschaft leisten.

Gewiss, «Sex lässt sich auch ohne Ehe haben». Das weiss jedermann, auch wenn er nicht die neueste Umfrage gelesen hat, welche die «Schweizer Illustrierte» zu diesem Thema zum Besten gab. Was aber die Umfrage verschweigt, ist das Entscheidende: Dass, wer die Familie zerstört, das wichtigste Sozialisierungsmilieu zertrümmert. Dass Bindungslosigkeit im Sexuellen auch zur Bindungslosigkeit im Sozialen führt. Dass die Atomisierung des Sexuellen unweigerlich zur Atomisierung der Gesellschaft führt. Nur wer sich das Denken erspart, kann über diese Zusammenhänge hinwegsehen.

Gerechtigkeit und Frieden — eine Gabe Christi

Man hat von der «zweiten Welle der Aufklärung» gesprochen, die im katholischen Raum virulent sei. Ob sie bald vorbei ist, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls können wir nicht der Auffassung sein, Gerechtigkeit und Frieden stellten sich automatisch ein, würden nur gesunder Menschenverstand und kritisches Denken, verbunden mit Toleranz, gefördert. Instinkt und Gefühl folgen nicht immer der Einsicht. Die Fähigkeit, ein Leben lang dienend zu lieben — man denke etwa an Mutter Teresa von Kalkutta — ist noch weniger Frucht einer Aufklärung oder Selbsterziehung. Volles Menschsein bleibt immer Frucht des Heiles, Gnade; und zugleich Frucht immerwährenden Ringens mit sich selbst. Davon zeugt ein gelungenes Eheleben ebenso wie ein gelungenes Priester- oder Ordensleben. Es ist der gleiche Geist, der Gott zum Menschen machte, und der den Menschen zum Christen macht. Um diesen Geist zu beten, hat uns Christus aufgefordert [2].

Die Folgerung ist einleuchtend: Nicht nur die Menschlichkeit und mit ihr Gerechtigkeit und Frieden, stehen und fallen mit der Familie, sondern ebenso der Glaube. Denn wie die Religionssoziologie nachweist, bleibt die Familie auch für die Kirche das entscheidende Sozialisierungsmilieu [3]. Es ist hier unmöglich, auf die einzelnen pastoralen Aspekte einzutreten. Wir wollen nur festhalten: Die Chance christlicher Familien ist eine doppelte: von ihr hat sowohl eine Erneuerung der Gesellschaft wie der Kirche auszugehen, soll sie nicht Utopie bleiben. Chance weckt Hoffnung. Und nur Hoffnung lässt uns leben. Es lohnt sich, wenn unsere Familien, allein oder in Gruppen, mit oder ohne Seelsorger, darüber nachdenken. Und es lohnt sich, zu beten, dass es zu diesem Nachdenken kommt [4].

Markus Kaiser

[1] Vgl. N. Greinacher, Die Bedeutung der Familie für die Zukunft der Gemeinde, in: Handbuch der Pastoraltheologie, Bd. [1]IV, S. 89.

[2] Lk 11,13.

[3] Vgl. N. Greinacher, aaO. S. 86 Ders., Soziologie der Pfarrei, in: Handbuch der Pastoraltheologie, Bd. [2]III, S. 127.

[4] *Gebetsmeinung für den Monat Dezember 1977*: «Dass jede Familie, kraft des Geistes Christi, eine Zelle beständiger Erneuerung der menschlichen Gesellschaft werde, und so zum Frieden Christi beitrage.»

Kunst im Dienst des Kreuzes

Im Mai dieses Jahres ist der bekannte Toggenburger Maler Willy Fries siebzig Jahre alt geworden. Zu diesem Anlass fand in Wattwil (SG) vom 24. September bis 6. November eine Jubiläumsausstellung statt, die für den Besucher zur Begegnung mit einem Lebenswerk von seltener formaler wie geistiger Geschlossenheit und religiöser Ausdruckskraft wurde. Willy Fries ist überzeugter (evangelischer) Christ. Seine Malerei will bewusst nicht Kunst um ihrer selbst willen sein. Sie versteht sich, wie einer seiner Freunde es formuliert, als Zeugnis des Evangeliums, oder wie ein anderer sagt, sie steht im Dienst des Kreuzes.

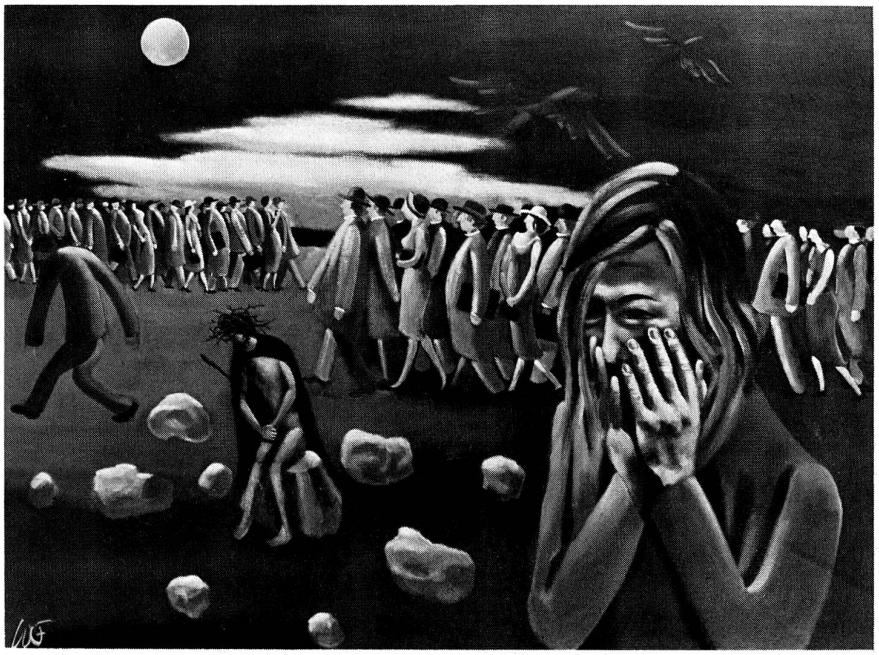
Eine solche Haltung ist nicht selbstverständlich und nicht ohne Risiko für den

Künstler sowohl wie für sein Werk. Um sie zu vertreten und durchzuhalten, braucht es Mut, den Mut zum Wagnis, was das Problem der bildhaften Gestaltung angeht, das heisst die Frage, ob und wie weit sich Form und Idee im Werk derart organisch miteinander verschmelzen lassen, dass die eine in der andern fugenlos aufgeht und das Ganze wirklich zum «Bild» wird. Und es braucht den Mut zum Bekenntnis. Ein Künstler, der das versucht und seine Kunst damit in den Dienst des Glaubens stellt (indem sein Werk eine religiöse Idee bildhaft gestalten will), setzt sich nur zu leicht der Gefahr aus, als «Helgenmaler» abgestempelt und als Künstler nicht mehr ernst genommen zu werden. Aber auch der Gefahr, was sein Schaffen betrifft, Zugeständnisse zu machen, sei es im Formalen, sei es im Religiösen. Kunst und Religion gehen nicht so einfach zusammen, wie das von den Vertretern der sogenannten christlichen Ästhetik behauptet wurde.

Das Kunstwerk hat seine Eigengesetzlichkeit. Ein religiöses Motiv genügt nicht, um ein Bild oder eine Plastik schon zum Kunstwerk zu erklären. Es genügt auch nicht, um dem religiösen Kitsch Heimatrecht in den Kirchen zu gewähren, wie dies allzu lange geschehen ist und leider noch immer geschieht, besonders an Wallfahrtsorten und in Gotteshäusern ehemals rein katholischer Länder wie Italien und Spanien. Die Kirche hat wohl dem Künstler, dem sie einen Auftrag gibt, zu sagen, was er darstellen, das heisst welchen religiösen Gedanken er bildhaft gestalten soll, aber sie hat ihm nicht vorzuschreiben, wie er ihn zu gestalten hat.

Um diese Fragen wurde noch vor dreissig, vierzig Jahren auch bei uns in der Schweiz heftig diskutiert und gestritten. Seither ist es um sie merkwürdig still geworden. Warum eigentlich? Bestimmt nicht darum, weil inzwischen alle Probleme um die Beziehungen von Kunst und Kirche gelöst und alle Missverständnisse aus dem Weg geräumt worden wären. Eher deshalb, weil man sich kirchlicherseits um derlei Fragen kaum noch gross interessiert — zum Schaden nicht der Kunst, wohl aber der Kirche. Die Kunst bedarf der Kirche nicht, um Kunst zu sein (so sehr ein Künstler zuweilen auf kirchliche Aufträge angewiesen sein kann, um zu überleben...). Doch die Kirche kann auf die Kunst nicht verzichten, wenn es darum geht, der Wahrheit, die sie verkündet, glaubwürdig und anschaulich Gestalt zu geben.

Diese Tatsachen muss man vor Augen haben, wenn man Schaffen und Werk von Willy Fries in der richtigen Perspektive sehen will. Was das Werk betrifft, so



Willy Fries, Der Vergessene

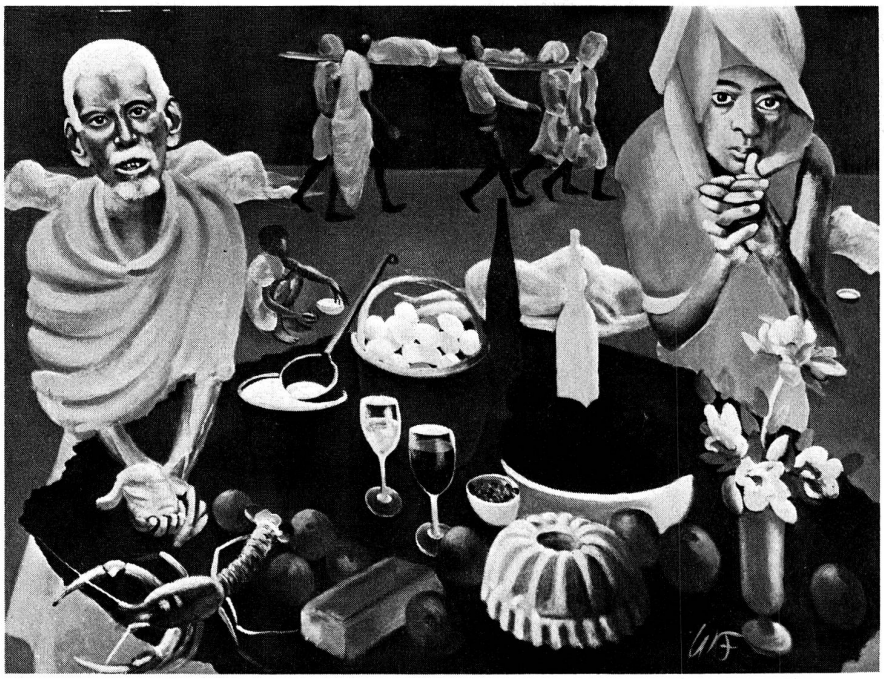
waren an der Ausstellung in Wattwil zusammen mit Zeichnungen und Tafelbildern auch die Entwürfe zu einigen Wand- und Glasmalereien zu sehen, zum Beispiel zu den Fresken in den Friedhofkapellen von Wil (SG) (1949) und Dürnten (1953/1958) und in der Sekundarschule Heerbrugg (1955) sowie im Gossnerhaus Berlin (1965) und im St. Galler Frauenspital. Ferner zu Farbfenstern in der Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche Berlin (1958) und in der Abdankungskapelle St. Gallen (1942). Die Tafelbilder umfassen Landschaften, Stilleben, einige Selbstporträts und grossformatige Bildnisse bekannter Persönlichkeiten. Was uns hier aber vor allem interessiert, sind die zahlreichen Bilder mit religiöser, vorwiegend dem Neuen Testament entnommener Thematik.

Charakteristisch für sie: es sind nicht Bibelillustrationen im üblichen Sinn und keine «Andachtsbilder», aber sie haben vielfach etwas Gleichnishaftes dadurch, dass ein biblisches Motiv, die Gestalt Christi, ein Gleichnis oder eine Wahrheit, mitten in unsere Alltagswirklichkeit versetzt wird. Und dies wiederum nicht im Stil jener religiösen Pseudoromantik, die bei uns zur Zeit eines Schiestl und seiner Nachahmer für christliche Kunst gehalten wurde und von ihnen konsequenterweise zum Kitsch der Hummelbildchen geführt hat. Hier geschieht es in aller Härte, die anstösst und zur Auseinandersetzung zwingt. Sie will nicht rühren, sondern die Augen für Zusammenhänge öffnen und für die Einsicht: das geht auch dich an. Was diese Bilder legitimiert und glaubhaft macht, ist ihre Ehrlichkeit. Sie sagen etwas aus, woran der Künstler selber glaubt und was er dem Betrachter mit der Leidenschaftlichkeit eigener Überzeugung nahebringen will im «Bild».

Typisch dafür unter anderem die Tafel «Der Vergessene». Da kauert Christus als Schmerzensmann einsam und gottverlassen auf einem Platz «zwischen Steinen, die verworfen sind», während hinter ihm eine Masse eiliger Menschen von heute vorbeizieht, von denen keiner ihn eines Blickes würdigt. Nur die Frauengestalt am rechten Bildrand schlägt erschüttert die Hände vors Gesicht, als sei ihr eben erst bewusst geworden, wer dieser Vergessene ist. Im Bild «Petrus hat er gerettet» spielt sich die Rettung wie eine Vision mitten in einer modernen Grossstadt mit ihrem Gegensatz von Reichtum und Armut, Wohlstand und Elend ab. Und in der Darstellung des barmherzigen Samaritans («Einer ging zu ihm») trägt der vorübergehende Priester Talar und Römerhut.

Immer wieder wird der Betrachter mit solchen «Visionen» konfrontiert. So in Bildern wie «Tanz der Blinden über dem Elend», im «Sprung über Gestern» und im «Tanz der letzten Stunde», das Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen. Oder in dem vom reichen Prasser und vom armen Lazarus, ein Bild von beklemmender Stille, die nur durch einen Hund unterbrochen wird, «der das tut, was wir tun sollten» — er heult.

Ergreifend auch «Der unerreichbare Tisch», ein ganzes «Stilleben» von vollen Krügen, Körben und Töpfen, flankiert von zwei Gestalten aus der Dritten Welt, denen der stumme Jammer dessen aus den



Willy Fries, Der unerreichbare Tisch

Augen schaut, dem nicht nur diese Dinge (die wir täglich geniessen), sondern das letzte Stück Brot verwehrt sind, und den man morgen schon so verhungert wegtragen wird wie den Toten im Hintergrund, wenn wir seine ausgestreckte Hand übersehen. Ich kenne kein Bild, das sich derart für die nächste Hungertuch-Aktion eignen würde wie dieses.

Manches Bild hat seine Geschichte. Zwei davon kann man in der Festschrift nachlesen, die Dino Larese im Auftrag der Freunde von Willy Fries herausgebracht hat. Die eine steht im Zusammenhang mit einer Darstellung der Verspottung Jesu in der Grossen Passion. Sie sollte «gegenwartsgültig» sein, und so trugen die Soldaten Waffenrock und Stahlhelm und wurden bei einer Ausstellung in Paris 1951 prompt als typische «boches» oder als anmassende «amis» verkannt. In der Schweiz nannte der bernische Erziehungs- und Kirchendirektor und spätere Bundesrat Markus Feldmann in einem Protestbrief an Karl Barth das Bild eine «liederliche, infame Geschichtsfälschung» und eine Verhunzung und Verleumdung der Schweizer Armee, und es brauchte die Vermittlung von Gerhard Schürch, um ihn davon zu überzeugen, dass dies keineswegs die Absicht des Malers war [1].

Willy Fries erging es damals wie es 1937 dem Konvertiten Richard Seewald ergangen war, nur mit dem Unterschied, dass hier der Widerstand von seiten der Kirche kam. Seine Zeichnungen zur Bibel wurden als «blasphemisch» bezeichnet. Kardinal Schulte von Köln weigerte sich, eine Einführung zu schreiben, Erzbischof Gröber von Freiburg im Breisgau wollte das Imprimatur nicht erteilen und Bischof Bornewasser von Trier drohte, von allen Kanzeln gegen diese «Verhöhnung alles Heiligen» predigen zu lassen. Dem Streit machten die Nazis ein vorläufiges Ende. Sie verboten die Herausgabe der Blätter als «entartete Kunst» [2].

Eine andere Geschichte bezieht sich auf das Bild «Das grosse Gastmahl», dessen Original seit 1965 im Gossnersaal des Missionshauses der Berliner Kirche hängt. Es ist gleichsam ein Ex Voto des Dankes. In diesem Saal versammelte sich zur Nazizeit die Bekennende Kirche. Darüber heisst es in der Festschrift: «Hier fanden vor allem die bewegenden Abendmahlsgottesdienste derer statt, die als ‚nichtarische Christen' vor ihrer Verschleppung in die Vernichtungslager der Nationalsozialisten im Osten sich zum Empfang gleichsam letzter Stärkung und ewiger Wegzehrung versammelten und sich, menschlicher Bestialität preisgegeben, den ewigen Händen des lebendigen Gottes übergaben» [3].

Willy Fries, der damals in Berlin studierte, war der Bekennenden Kirche und ihren führenden Männern eng verbunden. Er sah die Not der Verfolgten mit eigenen Augen, und was er sah, hat sich in manchen seiner Bilder niedergeschlagen, auch im Grossen Gastmahl. Darum drängen sich um den Tisch, an dessen Stirnseite Christus zum Mahl lädt, nicht nur Gäste, die dankbar ihre Hände zum Lob Gottes erheben, sondern auch «die Bettler an Hecken und Zäunen», Kranke, Lahme und Geschundene aller Art, während oben am Bildrand ein paar Geladene interesselos weggehen. Am 1. Adventsonntag 1965 hat Bischof Scharf das Bild in einem eindrucksvollen Festakt übernommen.

Die Ausstellung in Wattwil war in den beiden Kirchen, der evangelischen und der katholischen, untergebracht. Dass dies möglich wurde, ohne die Räume zu einem Museum oder einer Kunstgalerie umzufunktionieren, spricht für sich. Und dass sich die Bilder nicht nur an den Wänden, sondern auch (und gerade) im Chor so würdig und selbstverständlich in die sakrale Atmosphäre des Raums einfügten, als wären sie schon immer da gehangen, beweist, wie stark nicht nur ihre formale Gestaltung, sondern auch die Kraft ihrer geistigen Aussage ist. Das gilt auch von den Bildtafeln, die nicht ausgesprochen religiöse Themen zum Motiv haben [4].

Im Anschluss daran sei noch ein Gedanke erwähnt: Indem die Bilder in beiden Kirchen gemeinsam ausgestellt waren, mag mancher Besucher sie mit Recht als ein Ereignis im Zeichen der Ökumene empfunden haben. Anders gesagt: Sie wurden für ihn zum Ort einer Begegnung, die nicht das Trennende, sondern das Gemeinsame in der Welt des Glaubens sucht und findet. Und dies gerade auch in einer Kunst, die wie diese so aufrichtig und überzeugend im Dienst des Kreuzes steht.

Ernst W. Roetheli

[1] Dino Larese, «Liber amicorum». Willy Fries zum 70. Geburtstag. Amriswiler Bücherei 1977, S. 49 ff. An der Festschrift haben unter anderen mitgearbeitet: Heinz Liebich, Alfred A. Häsler, Walter Nigg, Jürgen Moltmann, Aldo Patocchi, Gerhard Schürch, Willem A. Visser 't Hooft, Balthasar Stähelin, Friedrich T. Wahlen.

[2] Richard Seewald in seinen nachgelassenen Lebenserinnerungen «Die Zeit befiehlts, wir sind ihr untertan», Freiburg i. Br. 1977, S. 244.

[3] «Liber amicorum», S. 50.

[4] Natürlich ist dies nicht in allen Darstellungen gleicherweise der Fall. Während ihr malerischer Stil in den vierziger Jahren noch bestimmt ist durch den klaren Kontur und die kompakte Farbgebung, die an niederländische Meister und zuweilen an (gute) Bauernmalerei erinnert («Toggenburger», «Der Lehrer», «Bildnis der Eltern»), tritt in neuern Bildern an Stelle der exakten Zeichnung und des festen Bildbaus die bewegte Handlung, die ganz aus der Farbe gestaltet wird, ohne die Kraft und Tiefe der religiösen Aussage abzuschwächen.

Die Alten und die Kirche

Drei Veranstaltungen verschiedener Art — im Juni und im August dieses Jahres — geben einen guten Einblick in das gegenseitige Verhältnis der alten Leute und

der Kirche. Das Arbeitstreffen für Altenarbeit im deutschsprachigen Raum, in Deutschland, Österreich, in der Schweiz, im Elsass und Südtirol war die erste. Sie fand statt im Grillhof, dem Volksbildungsheim des Landes Tirol, in Vill ob Innsbruck. Fünfzig Personen beteiligten sich daran, fünf davon kamen aus der Schweiz. Die zweite war eine Tagung der Vie montante, Sektion Jura, in Saignelégier am 18. August. Dazu waren zwischen 800—900 alte Leute aus dem Jura zusammengeströmt sowie Gäste aus dem Elsass und aus Paris. Die dritte war die dreitägige Alten-Seelsorger-Tagung vom 29. bis 31. August im Haus St. Ulrich in Augsburg mit 16 Teilnehmern. Sie war die erste dieser Art.

Gemeinsam war den drei Tagungen, dass sie fast ausschliesslich von älteren Leuten getragen und besucht waren, über die Gastländer hinausgriffen und sehr arbeitsintensiv durchgeführt wurden. Bei allen Veranstaltungen kam auch deutlich zum Ausdruck, dass die Kirche sich um die älteren Leute kümmert und bestrebt ist, ihnen geistige Heimat zu bieten. Es wurde auch klar, dass die alten bis 80 und darüber nicht unbedingt schwache, abgebaute und nur rückwärtsblickende Leute sind, wie das immer noch manche «Altenbetreuer» meinen.

Zum Arbeitstreffen «Senioren Europas»

hatte das Altenwerk der Erzdiözese Freiburg i. Br. mit Dr. Alois Stiefvater an der Spitze eingeladen. Das Katholische Altenwerk (= K.A.), in dem sich katholische Verbände und Institutionen für Alte, sowie die Diözesan-Altenwerke seit März 1977 zusammengeschlossen haben, ist ein imponierendes Werk der Kirche der Alten für die Alten. Es heisst in den Satzungen:

«Das K.A. hat die Aufgabe, das *Zusammenwirken* der Träger von Altenbildung, Altenhilfe und Altenpastoral zu fördern; Zielvorstellungen für die kirchliche Altenarbeit zu entwickeln und die Anliegen der alten Menschen in Kirche, Staat und Gesellschaft zu vertreten. Diese Aufgaben sollen unter Beteiligung alter Menschen und in Partnerschaft mit ihnen erfüllt werden.»

Insbesondere stellen sich folgende Aufgaben:

1. Gegenseitige Information und Erfahrungsaustausch der Mitglieder.
2. Studientagungen zu Fragen der Altenarbeit.
3. Erarbeitung von Konzepten für die Altenbildung und für die Aus- und Weiterbildung von Multiplikatoren.
4. Stellungnahme zu Altenfragen.
5. Förderung der Selbsthilfe älterer Menschen.
6. Anregung und Beratung kirchlicher Gremien in bezug auf Altenfragen.
7. Vertretung und Mitarbeit in überdiözesanen, nationalen und internationalen Gremien.

Mitglieder des K.A. können sein überdiözesane Verbände, die Altenarbeit wahrnehmen, katholische Institutionen, die sich auf Bundesebene im Rahmen ihrer Aufgaben mit Altersfragen befassen, und Diözesan-Arbeitsgemeinschaften oder analog verfasste Diözesan-Arbeitsgemeinschaften für Altenarbeit.

Organe des Katholischen Altenwerk sind die Mitgliederversammlung und der Vorstand. Dem Vorstand gehören 7 gewählte Mitglieder, darunter ein Vertreter des Deutschen Caritasverbandes an. Die Geschäftsstelle wird der Zentralstelle für Pastoral in Bonn angegliedert.

Es hat viel gebraucht, bis das K.A. das war, was es heute ist. Aber in ihm besitzt die Kirche Deutschlands ein prächtiges Instrument, um den alten Christen praktisch zu dienen. Die Leute, die an der Spitze stehen, sind wohl an Jahren Alte, aber geistig sehr wach und rege. Sie verfolgen genau, was in anderen Ländern vor sich geht. So wurde von deutscher Seite festgestellt, dass die Schweizer Synode ausgezeichnete Texte über die Altenfrage verabschiedet hat. Auch die Ergebnisse des Diözesanen Seelsorgerates des Bistums Basel waren ihnen in grossen Zügen bekannt.

Leider mussten die Teilnehmer aus der Schweiz bedauern, dass es noch an einer sowohl diözesanen als auch an einer gesamtschweizerischen Koordination der zahlreichen Bemühungen für die Alten und mit ihnen fehlt. Es könnte viel mehr und dies weit wirksamer getan werden, es würde weniger Kraft verschwendet, wenn geeignete Leute von den Bischöfen bestimmt würden, um die Altenarbeit zu koordinieren und sie als Arbeit der Kirche erkennbar zu machen.

Es wurde ferner festgestellt, dass in der Schweiz sehr viel für die Alten von der Stiftung für das Alter und auch von der Migros mit ihren Klubs der Älteren getan wird, dass aber die eigentliche seelische, die religiöse Hilfe noch zu wenig geleistet wird. In der Schweiz haben wir von seiten der offiziellen Kirche noch zu wenig Rücksicht auf die Alten über 65 genommen, so dass viele Alten von sektenähnlichen Gruppen (Lefebvre, Kuhn, Kleine Seelen und anderen) angezogen werden. Die Alten machen 30 und mehr Prozent der sonntäglichen Kirchgänger aus und wohl an die 90 % derer, die noch den Werktagsgottesdienst und eventuelle Abendandachten besuchen.

An der Tagung wurden neben der «Lage der älteren Menschen in Staat und Kirche» in den verschiedenen Ländern auch gesprochen über die Partnerschaft der Älteren über die Grenzen hinweg, über die Bildungsarbeit an älteren Menschen, über das musische Element in der Altenbildung und über die Seelsorge.

Ein Höhepunkt der Tagung waren die Referate von Dr. Kohler vom Europarat und ganz besonders von Dr. Otto von Habsburg über die Frage: «Was geht uns Alte das kommende Europa an?»

Die Tagungsteilnehmer machten eine Eingabe an den Europarat wegen der Schaffung eines Seniorenpasses, der allen Alten in den verschiedenen europäischen Ländern Fahrermässigung über die Grenzen ihres betreffenden Landes hinaus verschaffen soll und überdies verbilligten oder sogar freien Eintritt in Museum, Ausstellungen, zu Theatern, Konzerten und anderen Bildungsgelegenheiten.

Bei einem anregenden Austausch von Programmen für Altenveranstaltungen waren die Schweizer unter den Gebenden nicht an letzter Stelle. Einen Nachmittag nahm eine Schweizer Feriengruppe von Betagten, die mit Hedi Mäder in Innsbruck weilte, als Gäste an den Beratungen teil. Ein andermal besuchte eine Seniorengruppe aus Innsbruck die Tagung. Eine Reise nach Brixen, der Besuch zweier Museen und die teilweise Teilnahme an der Innsbrucker Fronleichnamsprozession sowie Ausflüge im Car unterbrachen angenehm die strengen Arbeitssitzungen.

Bei diesen Sitzungen ging auch dem in der Altenarbeit schon etwas Erfahrenen auf, wie vielschichtig Altenarbeit sein kann und was noch alles nachzuholen ist, bis auch die Alten wieder in unsere moderne Gesellschaft integriert sind, so dass sie nicht nur Betreuungsobjekte und Empfänger materieller Hilfe sind, was sie mehr und mehr ablehnen. Man könnte mit einem in Afrika sterbenden englischen Staatsmann sagen: «So viel ist zu tun, so wenig erst getan!»

Auf der Tagung wurden über die Grenzen hinaus wertvolle Kontakte geschaffen, Verbindungen geknüpft, die sich in der Altenarbeit der Teilnehmer sicher zum Segen der alten Generation und der Seelsorge der Kirche an ihr auswirken werden.

Die Tagung der Bewegung «Vie montante»

hatte mehr religiösen Charakter. Es war weniger zu spüren von der das ganze Leben umfassenden Weite als in Vill, obwohl auch dort von dieser in Frankreich,

wo sie entstand, im Elsass und in Kanada blühenden Altenbewegung die Rede war, die übrigens eine rein religiöse Zeitschrift gleichen Namens herausgibt. Es begann in der geräumigen Kirche von Saignelégier mit einem vom Missionsbischof Maillat W. V. mit 20 Priestern konzelebrierten Amt. Dabei sangen die Leute mit grossem Elan Gloria, Credo und Sanctus lateinisch und die anderen Gesänge französisch mit beschwingten Melodien. Man spürte die religiöse Freude und Begeisterung der alten, zum Teil sehr alten Leute.

Bischof Maillat hielt eine Homilie über unser Sein in Christus, wobei natürlich die Würde auch des aus dem Arbeitsprozess ausgeschiedenen alten Menschen zum Ausdruck kam und auch seine Mitarbeit an der Ausbreitung des Reiches Gottes. Ob Deutschschweizer wohl auch so lange und gesammelt gelauscht hätten? Aber hier zeigte sich, wie richtig und gut es ist, das Alter bewusst als Aufstieg des Lebens zu betrachten, als Emporsteigen zur Vollendung und zur verheissenen Herrlichkeit.

Beim Mittagessen, das die Leute meist mitgebracht hatten und in der Kantine der Concourshalle in echt welscher Einfachheit, Fröhlichkeit und Freiheit einnahmen, konnte man sehen, wie die führenden Leute die Psyche der Alten kennen. Da waren keine langen Reden, sondern kurze Grussadressen mit gesundem Humor gewürzt. In der Suisse alémanique könnten wir, sowohl was die Einfachheit als die Kürze und Herzlichkeit der Ansprachen betrifft, viel lernen. Wir brauchen nichts nachzuahmen, aber die psychologischen Grundlagen und eine gewisse Unbeschwertheit dürften wir wohl übernehmen, aber auch den Mut zu grösseren religiös-kirchlichen Feiern.

Zur Altenseelsorgetagung in Augsburg,

der ersten in ihrer Art, war nur eine kleine Gruppe zusammengekommen. Das hatte den grossen Vorteil, dass man sich leicht kennenlernen und leicht diskutieren konnte. Leider kam die Psychologie bei den Praktikern vielleicht etwas zu kurz, obwohl P. Bolech von Wien schon lange dringend das Vertrautsein des Altenseelsorgers mit den Ergebnissen der Altenpsychologie (H. Thomae, U. Lehr [Bonn] und H.D. Schneider [Zürich]) gefordert hat.

Ausgiebig kam der Altmeister und Praktiker, Prälat Dr. Alois Stiefvater, zum Wort. Was er sagte, kam aus dem Herzen und aus dem Leben. Manches wurde in ausgezeichneter, gesunder Weise theologisch und psychologisch vom jüngsten Teilnehmer Dr. Valentin Doering aus Bamberg hinterfragt.

Grossen Mut, das eigentlich Religiöse vorzubringen, zeigte der Diözesanseelsorger von Aachen, der bei seinen Leuten damit ankommt. Prälat Hermann Lutz zeigte besonders auf, wie manche heutigen Nöte in der Seelsorge unter anderem darauf zurückzuführen sind, dass man den ursprünglichen Sinn der Bruderschaften, zum Beispiel der Gut-Tod-Bruderschaft nicht mehr erkannte, weil er individualisiert und eingeengt wurde auf die Gewinnung des eigenen Heils im Sterben. Heute rufen wir dringlich nach solchen Leuten, die Sterbebeistand leisten, Hinterbliebene trösten, ihnen beistehen. Das alles wurde früher von den Mitgliedern der Gut-Tod-Bruderschaften aus reiner christlicher Nächstenliebe geleistet.

Mit Lichtbildern zeigte der Teilnehmer aus der Diözese Basel, wie Grabmäler über den Tod hinaus den christlichen Glauben an das ewige Leben verkünden können. Kompetent wurde auch die Beichte der Alten, deren Einstellung zur Eucharistiefeier und die gemeinsame Kranken- und Altensalbung nach Konzil und Synoden zur Sprache gebracht.

Am Schluss herrschte der allgemeine Wunsch, solche Tagungen jedes Jahr zu halten und die Ergebnisse den Mitbrüdern daheim, in Diözese, Region oder Dekanat weiterzugeben. Leider ist trotz viel Betrieb für die Betagten — zuweilen sogar etwas zu viel — für die eigentliche Seelsorge am alten Menschen noch zu wenig Zeit und fundiertes Wissen vorhanden. Wie Seelsorger oft zur Besprechung der Jugendprobleme zusammenkommen, so sollten sie auch einmal die Fragen der eigentlichen Betagtenseelsorge besprechen.

Anton Loetscher

Berichte

Zyperns neuer Erzbischof

Chrysostomos I. hat sich nicht gescheut, sein Amt als Nachfolger von Kirchen- und Staatschef Makarios an einem 13. anzutreten: War der 13. November 1977 doch Festtag seines Namens- und Schutzpatrones Johannes Chrysostomus, zu Deutsch «Goldmund». Dass er selbst auch nicht auf den Mund gefallen ist, hat der 50jährige Kirchenfürst gleich in seiner Inthronisierungsrede unter Beweis gestellt. Darin war einiges von Kirchendingen, doch hauptsächlich von der Zypernfrage und anderen heissen Eisen ostmediterraner Politik die Rede. Makarios' Nachfolger im Präsidentenamt, der schon im September bestellte Spyros Kyprianou, musste bei der Zeremonie mit einem einfachen Betstuhl neben dem Prachtthron des neuen Erzbischofs von «Nea Justiniana und ganz Zypern» vorliebnehmen und sich auch sonst belehren lassen, dass den Parteien Zügel angelegt, für neue Verhandlungen mit den Türken erst abgewartet und überhaupt viel enger mit den USA zusammengearbeitet werden müsse.

An der engen Verflechtung von orthodoxer Kirche und Politik scheint sich also mit dem Tod des gerade wegen dieser Personalunion umstrittenen Makarios am 3. August wenig geändert zu haben. Nur äusserlich hat der neue Oberhirte der rund 500000 griechisch-orthodoxen Zyprioten auf den traditionellen «Ethnarchen»-Titel und den aus diesem nach der Unabhängigkeit von 1960 abgeleiteten Führungsanspruch über alle Bewohner der Republik Zypern verzichtet, mögen sie nun Griechen oder Türken, Armenier, Maroniten und Juden sein. In der Praxis ist Chrysostomos, und nicht etwa Kyprianou, der unbestrittene und fast unumschränkte Herrscher des griechischen Südens der Insel — ihr Norden steht ja seit 1974 unter türkischer Besatzung.

Rein äusserlich wird diese mittelalterlich anmutende Unterordnung der weltlichen unter die geistliche Gewalt in den Personen der beiden Makarios-Erben deutlich: Kyprianou kleinwüchsig, schmächtig, leicht verlegen — Chrysostomos massig, vollblütig, selbstbewusst, vom Schlag eines Renaissancepapstes. Sein Erzbischöfliches Palais ist das Herz der schon seit dem griechisch-türkischen Bürgerkrieg von 1963/64 zweigeteilten Hauptstadt Nikosia, sein byzantinischer Prunk stellt die Patriarchenresidenzen in Istanbul, Alexandria und Jerusalem weit in den Schatten. Präsident Kyprianou amtet hingegen an der Peripherie in einem schlichten Bürohaus.

Auf Befragen lässt sich Chrysostomos I. natürlich keine direkten politischen Ambitionen nachsagen: «Sie wissen, dass die Kirche beim Kampf für Freiheit und Menschenrechte immer in vorderster Front gestanden ist. Sie betrachtet die Freiheit in all ihren Formen und Dimensionen als Prinzip und Fundament für die moralische Vervollkommnung des Menschen. Nur der freie Mensch ist für seine Handlungen auch ethisch verantwortlich. Deshalb muss die Kirche zur Lösung aller Probleme ihrer Gläubigen beitragen. Und hier zählt das ganze Volk zu ihren Kindern. Daher darf

ich an den Nöten meines Volkes nicht unbeteiligt bleiben.»

Aus dieser für die Weltpresse bestimmten, recht allgemeinen Grundsatzerklärung hat der neue Erzbischof bei seiner ersten Begegnung mit griechischen Journalisten aus Athen ein ganz konkretes politisches Programm entwickelt:

1. Innenpolitische Gleichschaltung der zyperngriechischen Parteien in einem Nationalen Rat — dank ähnlicher Gleichschaltung war Chrysostomos von 661 Wahlmännern der orthodoxen Pfarrgemeinden und Klöster ohne Gegenkandidaten gewählt worden.

2. Bekenntnis zum Antikommunismus und zu einer engen Zusammenarbeit mit den USA — den europäischen Westmächten mit Deutschland an der Spitze grollt Chrysostomos wegen ihrer türkeifreundlichen Haltung.

3. Keine neuen Verhandlungen mit dem zyperntürkischen Spalterstaat unter Rauf Denktasch vor Abzug der 35000 Mann Besatzungstruppen Ankaras.

Im Grunde genommen ist das kein schlechtes Konzept. Auch was die Einschränkung der Parteien betrifft, deren kommunistische Bevormundung Makarios kaum und Kyprianou schon gar nicht Einhalt gebieten konnten. Bei Nachwahlen in Nikosia hatten die vereinigten Kommunisten, Sozialisten und Linksliberalen am 16. Oktober 65 Prozent der Stimmen errungen. Die Kirche blieb als einzige Gegenkraft.

Heinz Gstrein

Neue Bücher

Zur rechtlichen Situation der Kirchen im Sozialismus

Im Verlag Otto Lembeck (Frankfurt a.M. und Butzbach) erschien 1977 eine deutsche IDOC-Dokumentation unter dem Titel «*Kirchen im Sozialismus* — Kirche und Staat in den osteuropäischen sozialistischen Republiken», herausgegeben und bearbeitet von Giovanni Barberini, Martin Stöhr und Erich Weingärtner. Das *Internationale Dokumentations- und Kommunikationszentrum* (IDOC) will gemäss eigener Definition «alternative Information und Forschung über zeitgenössische christliche Erfahrungen innerhalb eines menschlichen Befreiungsprozesses» bieten. Dieses Bemühen wird auch in dem genannten Dokumentationsband von 288 Seiten Umfang (einschliesslich Sach- und Namenregister) spürbar, der sich damit wesentlich von anderen Publikationen zum gleichen Sachbereich unterscheidet.

«*Kirchen im Sozialismus*» liefert primär einmal eine höchst interessante Zusammenstellung der wichtigsten Äusserungen kommunistischer Religionsgesetzgebung, welche den einzelnen osteuropäischen Ländern entsprechend aufgegliedert ist und jeweils mit einer Rubrik «Fakten und Zahlen» eingeleitet wird. Die Angaben über die Kirchen und Kirchenmitglieder sind allerdings aus dieser Rubrik ausgeklammert und in einem Anhang zusammengefasst. Anschliessend an die jeweiligen Gesetzestexte findet sich ausserdem eine Stellungnahme einer kirchlichen und einer staatlichen Persönlichkeit des jeweiligen Landes zum Verhältnis von Kirche und (sozialistischem) Staat. (Dass hierbei gerade die meisten der zitierten Kirchenmänner wohl kaum alles sagen konnten, was sie von diesem Verhältnis wirklich halten, muss sich der Leser allerdings selber hinzudenken!)

Der zweifellos seriös ausgewählten und sorgfältig zusammengestellten Dokumentation wurde eine vierteilige Einführung vorangestellt, welche in einer sehr komprimierten Form (die an den Leser beachtliche Anforderungen stellt) die ideologischen Voraussetzungen darlegt, welche der kommunistischen Religionsgesetzgebung zugrunde liegen. Der unterkühlt sachliche Ton, mit dem dies geschieht, macht das Bemühen deutlich, diesen Problemkreis aus dem Bereich des Emotionalen herauszuheben, womit in der Tat einmal eine alternative Form der Information geliefert wird, für die man diesen Autoren nur dankbar sein kann, um so mehr, weil solches derzeit (und hierzulande) eher eine Seltenheit darstellt.

Sind Kirche und Staat «de facto» trennbar?

Schon in ihrem Vorwort postulieren die Herausgeber eine Voraussetzung, die mir durchaus berechtigt scheint: «Es wird häufig versucht zu unterscheiden zwischen einer ‚Untergrundkirche', in der allein die wahre Kirche Christi lebe, und einer offiziell anerkannten Kirche, die mit dem Staat kollaboriere. Dem möchten wir hier nachdrücklich widersprechen. Keine Kirche lebt ohne Einbindung in ihre Gesellschaft, weil sie auf dieser Erde lebt und leben muss. Auch unsere Kirchen 'im Westen' haben ihre spezifischen Bindungen. Was berechtigt uns, diese unsere Formen und Bindungen als die normale kirchliche Existenz zu verstehen und sie als Massstab auf eine völlig andere gesellschaftspolitische Situation zu übertragen?» (S. 11)

«Sogar ein nur oberflächliches Studium der Politik, die in osteuropäischen Staaten gegenüber den Kirchen praktiziert wird, zeigt, wie der deutlich sichtbare ideologische Charakter des sozialistischen Systems die Lehre von der Trennung von Kirche und Staat beeinflusst und ihr in der Tat eine gänzlich neue Form gegeben hat. Der Staat erklärt in solch einem System nicht seine Unzuständigkeit, das religiöse Phänomen zu beurteilen, im Gegenteil, er bezeichnet das religiöse Phänomen als schädlich für den wahrhaft sozialistischen Staat. Es ist diese ideologische Bindung, die — trotz des formal weltlichen Charakters des Staates — die Gewähr bietet, dass eine wahre Trennung sowohl jetzt als auch in Zukunft unvorstellbar ist.» (S. 37)

«Die Trennung von Kirche und Staat in den sozialistischen Ländern schliesst in erster Linie eine Erklärung der Unfähigkeit der Kirche ein, sich mit ökonomischen, sozialen, politischen, kulturellen und erzieherischen Angelegenheiten zu befassen. Die Kirchen sind von der Übernahme jeder öffentlichen Funktion ausgeschlossen, sie dürfen auch keinerlei politische Rolle spielen. Ihr Tätigkeitsbereich wird beinahe ausschliesslich auf die Abhaltung religiöser Zeremonien und die Befriedigung geistlicher Bedürfnisse ihrer Anhänger beschränkt.» (S. 32) «Eine Folge dieser Beschränkung der Religionsausübung auf den Kultus ist, dass die Kirchen und religiösen Bekenntnisse ihrer öffentlichen Rechte beraubt sind.» (S. 37)

«Es muss gesagt werden, dass die beiden Prinzipien — Trennung von Kirche und Staat und die Weltlichkeit des Staates — mit einer wirksamen Gegenwart religiöser Bekenntnisse im öffentlichen Leben unvereinbar sind. Die sozialistische Gesetzgebung, die sich der Aufgabe gegenüber sah, diese Prinzipien durchzuführen — einer Aufgabe, die einer Anweisung der Kommunistischen Partei entsprach —, stand der Verpflichtung gegenüber, den kirchlichen Einfluss auf das öffentliche Leben zu vermindern, aber zu gleicher Zeit die lokalen Traditionen und die Zähigkeit und weite Verbreitung der religiösen Überzeugung zu respektieren. Dies rief ein pragmatisches Verhalten hervor und ein unterschiedliches gesetzliches Vorgehen.» (S. 38)

«In der zwischenzeitlichen sozialistischen Phase, in der Entwicklung zum völlig marxistischen Staat, in dem die Religion keinen Platz hat, ist alles, was erwartet werden kann, die Anerkennung und der Schutz des Rechtes des Bürgers, in seinem privaten Leben Religion auszuüben, ohne

in irgendeiner Weise rechtswidrige Übergriffe auf das soziale oder politische Leben vorzunehmen, wenn er das tut.» (S. 37)

Die Diskrepanz zwischen dem geschriebenen Recht und seiner Anwendung

Die Autoren haben sich offensichtlich bemüht, darzustellen ohne zu werten, und es ist ihnen bis zum Schlusskapitel ihrer Einleitung auch weitgehend gelungen. Im letzten Teil: «Vom Konflikt zur Koexistenz» beginnt allerdings gelegentlich eine Position durchzuscheinen, die man auch bei den sogenannten «Christen für den Sozialismus» findet. Ganz abgesehen davon, dass diese Position zumindest als höchst diskutabel eingestuft werden muss, bricht sie im vorliegenden Buch mit der ansonst vorhandenen Sachlichkeit und inspiriert hoffnungsvolle Zukunftsaussichten, die sich aus den vorangegangenen Ausführungen ebenso wenig mit zwingender Notwendigkeit ergeben, wie auch aus der gegenwärtigen Situation der Kirchen im kommunistischen Machtbereich.

Tatsächlich setzt das vorliegende Buch unbedingt voraus, dass der Leser auch noch jene Werke zur Hand nimmt, die sich mit dem tatsächlichen Leben der Kirchen unter der bestehenden «sozialistischen» Religionsgesetzgebung auseinandersetzen, denn ein Gesetz ist bekanntlich immer soviel wert, wie es in seiner faktischen Anwendung hergibt. Und es ist nachgerade allgemein bekannt, dass in den verschiedenen sozialistischen Staaten je nach Land und Religionsgemeinschaft oft eine beachtliche Diskrepanz zwischen dem geschriebenen Recht und der Anwendung dieses Rechts besteht. Und bisher war es normalerweise so, dass nicht etwa dem bestehenden Recht zugunsten der Gläubigen Nachachtung verschafft wurde. Vielmehr passte man dieses Recht immer mehr einer Wirklichkeit an, welche die Kirchen in zunehmendem Mass benachteiligt. Man braucht nur die Entwicklung der sowjetischen Gesetzgebung zu studieren, die ja in gewissem Sinne als Modellfall dient. Ihre Bestimmungen wurden im Verlaufe der Jahre niemals gelockert, sondern stets nur zum Nachteil der Gläubigen verschärft.

Man lese in diesem Zusammenhang beispielsweise das Buch von Otto Luchterhandt *«Der Sowjetstaat und die Russisch-Orthodoxe Kirche»* (Verlag Wissenschaft und Politik, Berend von Nottbeck, Köln 1976). Als Ergänzungslektüre über das neue (und wiederum verschärfte) sowjetische Religionsgesetz vom Juni 1975 empfiehlt sich der Kommentar von Gerhard Simon «Verhärtung durch Festschreibung: Zum neuen Religionsgesetz in der Sowjetunion» (Herder-Korrespondenz 6/1976, S. 296ff.).

Gesetz und Wirklichkeit sind zwei korrelative Grössen, die stets miteinander verglichen werden müssen, so wie dies beispielsweise im Büchlein *«Situation der katholischen Kirche in der Tschechoslowakei»* (herausgegeben von der Schweizerischen Nationalkommission Justitita et Pax, 1976) geschah. Ein solcher Vergleich ist heute anhand einer ganzen Reihe von gutgearbeiteten, wissenschaftlichen Sachbüchern, welche demjenigen, der sich einmal objektiv sowie von Emotionen ungetrübt informieren möchte (und der die Mühe nicht scheut), durchaus brauchbares Material liefern, jederzeit möglich.

Robert Hotz

Amtlicher Teil

Bistum Basel

Stellenausschreibung

Die vakante Pfarrstelle von *Rickenbach bei Wil* (TG) wird zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten melden sich bis zum 10. Januar 1978 beim diözesanen Personalamt, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn.

Bistum Chur

Ernennungen

Am 20. Dezember 1977 ernannte Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach:

Hans Brun, bisher Pfarrer in Churwalden, zum Pfarrer von Göschenen. Amtsantritt Mitte Januar 1978.

Benedetg Chistell, bisher Pfarrer in Sagogn, zum Pfarrprovisor von Pleif (Villa) und Peiden.

Fortbildungs-Angebote

Jesus Christus — Eine Erfahrung mit der Bibel

Weiterbildungskurs der AMSSKI

Termin: 12.—14. Januar 1978.

Ort: Franziskushaus Dulliken.

Zielgruppe: Mitglieder der AMSSKI sowie am Thema Interessierte.

Kursziel und -inhalte: Die Bibel als Acker entdecken, in dem immer wieder Menschen den kostbaren Schatz finden, der dem Leben Sinn und Richtung gibt. Wir arbeiten mit kreativen Methoden und in Gruppen; dabei lernen wir nicht nur mit dem Kopf, sondern auch mit Hand und Herz.

Leitung: François Emmenegger und Hubert Bausch.

Träger: Arbeitsgemeinschaft der Mitarbeiter in Sozialdiensten und Sekretariaten der Katholischen Kirche in der Schweiz (AMSSKI).

Anmeldung und Auskunft: Marie-Theres Wyss, Caritas Schweiz, Inlandhilfe, Löwenstrasse 3, 6002 Luzern, Telefon 041 - 23 11 44.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Dr. Richard Friedli OP, Professor, Institut für Missiologie und Religionswissenschaft, Murtenstrasse 262, 1700 Freiburg

Bernhard Gemperli, Domkatechet, Klosterhof 6, 9000 St. Gallen

Dr. Heinz Gstrein, 8 Via del Sole A3, Marina di S. Nicola, I-00055 Ladispoli (Rom) (zurzeit Nikosia)

Edwin Gwerder, Weidstrasse, 9302 Kronbühl

P. Bruno Holtz SMB, Pressereferent der Schweizer Bischofskonferenz, Postfach 13, 1702 Freiburg

P. Robert Hotz SJ, Ostreferent, Scheideggstrasse 45, 8002 Zürich

P. Markus Kaiser SJ, Hirschengraben 86, 8001 Zürich

P. Anton Loetscher SMB, Kaplanei, 6122 Menznau

Dr. Otto Moosbrugger, Regens, Adligenswilerstrasse 15, 6006 Luzern

Dr. P. Ernst W. Roetheli MS, Haus Gutenberg, 9496 Balzers

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge. Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Hauptredaktor
Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 7—9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041—22 74 22

Mitredaktoren
Prof. DDr. Franz Furger, Obergütschstr. 14, 6003 Luzern, Telefon 041—42 15 27
Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081—22 23 12
Dr. Ivo Fürer, Bischofsvikar, Klosterhof 6, 9000 St. Gallen, Telefon 071—22 81 06

Verlag, Administration, Inserate
Raeber AG, Frankenstrasse 7—9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041—22 74 22, Postcheck 60 - 162 01

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 52.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 62.—; übrige Länder: Fr. 62.— plus zusätzliche Versandgebühren.
Einzelnummer Fr. 1.50 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

ARS ET AURUM

— Künstlerische Gestaltung von Kirchenräumen
— Beste Referenzen für stilgerechte Restaurationen
— Feuervergoldung als Garant für höchste Lebensdauer
— Anfertigung aller sakraler Geräte nach individuellen Entwürfen: Gefässe / Leuchter / Tabernakel / Figuren usw.

Kirchengoldschmiede
9500 Wil, Zürcherstr. 35

W. Cadonau + W. Okle
Telefon 073 - 22 37 15

Rauchfreie

Opferlichte

in roten oder farblosen Kunststoffbechern können Sie jetzt vorteilhafter bei uns beziehen.
Keine fragwürdigen Kaufverpflichtungen.
Franko Station bereits ab 1000 Lichte.
Verlangen Sie Muster und Offerte!

HERZOG AG
6210 Sursee, Tel. 045 / 21 10 38

Orgelbau

Ingeborg Hauser
8722 Kaltbrunn

Tel. 055 - 75 24 32
privat 055 - 86 31 74
Eugen Hauser

Erstklassige Neubauten, fachgemässe Orgelreparaturen, Umbauten und Stimmungen (mit Garantie).

KEEL & CO. AG
Weine

9428 Walzenhausen
Telefon 071 - 44 14 15

Verlangen Sie unverbindlich eine kleine Gratisprobe!

Zuverlässige, nette
Haushälterin

Mitte fünfzig, möchte womöglich bei einem Priester eine neue Aufgabe übernehmen.
Angebote unter Chiffre 1113 an die Inseratenverwaltung der SKZ, Postfach 1027, 6002 Luzern.

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
055 53 23 81

Die Kirchgemeinde Steckborn am Untersee TG

sucht eine initiative Persönlichkeit für die

Jugendarbeit

in der Pfarrei. Es handelt sich um eine interessante Stelle, die neu aufgebaut wird.
Aufgabengebiet: Freizeitgestaltung mit Jugendlichen und Schülern.
Leiterschulung. Vorbereiten von Schüler- und Jugendgottesdiensten. Religionsunterricht auf der Mittel- und Oberstufe.

Auskunft und Anmeldung bei: Pfarrer Philipp Goldinger, Zelgistrasse 24, 8266 Steckborn, Telefon 054 - 8 22 00

Der neue Bauer P7

Tonfilm-Projektor 16 mm

Verkauf
zu günstigem Schulpreis

Umtausch
Zurücknahme des alten Projektors

Leasing
Zahlung in monatlichen Raten

5 Jahre Garantie.

Cortux-Film AG, Rue Locarno 8, 1700 Freiburg,
Telefon 037 - 22 58 33

Als **Spezialist** widme ich mich der dankbaren Aufgabe, in

Kirchen und Pfarreiheimen

Lautsprecher- und Mikrophon-Anlagen

auch für **Schwerhörige** mittels Induktion ausgebaut,

einzurichten. Eine solche Installation erfordert vom Fachmann äusserst individuellen Aufbau von hochqualifizierten Elementen. Durch die neue **Hi-Fi-Technik** stehen Ihnen geeignete Geräte zur Verfügung, die höchste Ansprüche an eine

perfekte, saubere und naturgetreue Wiedergabe von Sprache und Musik

erfüllen. Ich verfüge über **beste Empfehlungen.** Verlangen Sie bitte eine **Referenzliste** oder eine **unverbindliche Beratung.**

A. BIESE

Obere Dattenbergstrasse 9 6000 Luzern Telefon 041 - 41 72 72

RAEBER BÜCHER TIP

Oswald Kettenberger
Geheimnisvolle Ordnung

96 Seiten, 45 farbige Naturaufnahmen
Fr. 30.30

Ein einzigartiges Geschenkbuch mit farbigen Naturfotos, die in Schönheit und Vollendung jeden Betrachter anrühren, und mit so ausgesucht guten Texten, dass sich viele Menschen ermutigt fühlen, das vielleicht unterbrochene Gespräch mit Gott wieder aufzunehmen.

Erhältlich bei:
Buchhandlung RAEBER AG
Frankenstrasse 9, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22

Neuanfertigung und Reparatur von kirchlichen Geräten.

Renovation von Antiquitäten
(Zinn, Kupfer, Silber)

Feuervergolden + Verzinnen
Reliefs und Plastiken in verschiedenen Metallen.

Josef Widmer, Silberschmied,
Dorngasse 29, 8967 Widen (AG)
(Werkstätte Bremgartenstrasse 59)
Telefon 057 - 5 46 20

IHR SEID NICHT MEHR FREMDE

Gebetswoche für die Einheit der Christen 1978

Hiermit bieten wir Ihnen die Texte zur Weltgebetswoche an. Das Thema lautet: «IHR SEID NICHT MEHR FREMDE». Die Form der Lesungen und Zwischengesänge des Gottesdienstes zur Gebetswoche 1978 erinnern an den altkirchlichen Gottesdienst der Taufbewerber.

Einzeln: Fr. —.60; ab 50 Stück Fr. —.50; ab 100 Stück Fr. —.45; ab 500 Stück Fr. —.40.

Zusätzlich können Sie bei uns **Plakate** mit dem Jahresthema für ökumenische Veranstaltungen und Anschlagkästen beziehen.

Format 43 × 61 cm zweifarbig: einzeln Fr. 1.—; ab 10 Stück Fr. —.80; ab 25 Stück Fr. —.70; ab 50 Stück Fr. —.60.

BESTELLUNG an: NZN Buchverlag AG, Postfach A 25, 8032 Zürich

Weltgebetswoche

____ Gebetshefte «Ihr seid nicht mehr Fremde 1978»

einzeln	Fr.	—.60
ab 50 Ex.	Fr.	—.50
ab 100 Ex.	Fr.	—.45
ab 500 Ex.	Fr.	—.40

Bei Bestellungen unter 10 Stück bitten wir Sie, den Betrag in Briefmarken (zuzüglich Versandspesen: bis 4 Ex. Fr. —.20; bis 10 Ex. Fr. —.40) beizulegen.

____ Plakate (43 × 61 cm)

einzeln	Fr.	1.—
ab 10 Ex.	Fr.	—.80

ABSENDER (bitte Druckschrift verwenden)

Name _____ Vorname _____ Datum _____

Strasse _____ PLZ/Ort _____

Stephanie vom Willen Gottes

Rute und Stab

Erscheint voraussichtlich Mitte Dezember 1977

Aussagen einer mystisch begnadeten Sühneseele zur Kirchen- und Klerusreform.

Herausgegeben und eingeleitet durch Athanas Baumschneider
416 Seiten, 4 Bilder, öS 118.—, sFr./DM 17.40.

«Ich bin gekommen, Feuer auf diese Welt zu bringen und ich will, dass es brenne» (Lk 12,49).
Um dieses Feuer seiner unendlichen Liebe über die ganze Welt zu tragen und alle Herzen damit zu erwärmen, schuf Jesus das Priestertum. Im Priester will er leben und wirken. Jeder Priester soll ein «zweiter Christus» sein. Nur dann kann er Jesus den Seelen offenbaren und geben.

KREUZ-VERLAG
Dr. Ranner & Zischkin OHG.
A - 1030 WIEN, Beatrixgasse 4

ORGELBAU M. MATHIS & SÖHNE
8752 NÄFELS